

ZWEITER ABSCHNITT

*

AUS TAGEBÜCHERN UND BRIEFEN

DES VIERZEHN- BIS SIEBZEHNJÄHRIGEN

VORBEMERKUNG

AUS gesteigerter Sehnsucht erblüht dem Heranwachsenden – wir folgen ihm jetzt vom 14. bis zum 17. Lebensjahre – nur noch ernsteres Bemühen, nur noch treuerer Eifer. Zu den unbedingten Forderungen seines „Daimonion“ gesellen sich die durch Welt und Zeit bedingten. Sie binden und verpflichten auch im kleinsten Tun. Er aber erkennt in Bestimmung und Begrenzung höchste Freiheit. Bändigung zur reinen Form ist ihm das schlechthin Göttliche.

Von der Vielheit seiner Beschäftigung geben diese Auszüge aus Tagebüchern und Briefen nur ein lückenhaftes, dürftiges Bild. Doch was bedeutet auch der Stoffhunger angesichts dieser Kraft des reinen Anschauens und Sichzueigenmachens? Hatte der Knabe sich in Bildern und Büchern Bekräftigung seines Fühlens gesucht, so überläßt sich der Jüngling den Werken selbstvergessener. Die eigenen Fehler geißelt er rücksichtslos, über sich selbst hält er unerbittlich Gericht, Fremdes aber sucht er in dessen Wesenheit zu verstehen, Fernes wie Nahes unbeirrt zu erfassen.

Und er darf es ohne Furcht vor Kühle und Nüchternheit, denn immer wiedergibt er sich fromm der Natur, immer wieder umtanzt ihn in lieblichem Spiel der Reigen helläugig erschauter Gestalten, immer mächtiger wogt das Meer seiner Empfindungen, und in stiller Andacht belebt sich seine Seele.

Tagebuch

1. Juni 1911

Als der vollkommenste Nicht-Schlemmer und Nicht-Lüstling erscheint mir nicht der Asket, sondern jener, für den diese Fragestellung einfach wegfällt, und der deshalb genießen kann und auch verschwenden, ohne im geringsten zu schlemmen.

Tagebuch

4. Juni 1911

Ohne Unterordnung unter ein Ideal, das man selbst erkannt hat, kann Leben nicht bestehen. Leben nämlich ist Kampf, Kampf für eine Sache, für eine Sache aber bedeutet: Hingebung an eine Sache, Unterordnung unter eine Sache.

Tagebuch
5. Juni 1911

Wilhelm Meister. Mignons Tod. Wie unerhört wunderbar ist dieses. In eben dem Moment, da Wilhelm sich der bürgerlichen beschaulichen Ruhe in Theresens Gestalt ergeben will, stirbt Mignon. Ich bin unglaublich voll von all diesen Dingen, so voll, daß ich sie noch erst zur Klarheit kommen lassen muß wie die Eindrücke in Florenz, denn ich habe gar keine Furcht, daß sie dann abstehen und kühl werden.

Tagebuch
11. Juni 1911

Das ist ein hervortretender Zug des Wilhelm Meister, daß der Charakter jedes Menschen einem ganz induktiv nur aus seinem Leben erklärt wird. Alles ist mehr gefühlt, angedeutet. Deshalb sind aber auch die Menschen alle zarter, fühlsamer. Ja selbst bei einem anscheinenden Bären wie Sankt Christoph bemerkt man immer noch ein wenig „schöne Seele“. So ist es mir das Wunderbarste, wie unglaublich vielseitig Goethe war, nicht nur in den behandelten Gegenständen, sondern im Ausdrucke, im Stil, in der Zeichnung, es gibt kein einheitliches deutsches Wort dafür, vielleicht kann man sagen im „Pathos“ seiner Sprache.

Tagebuch
22. Juni 1911

Mir scheint es sehr wohl möglich zu sein, die Antike, die Renaissance, Rembrandt als höchste, allerdings verschieden geartete Ausdrucksmöglichkeiten eines Geistes zu fassen und zu fühlen. Diesen Geist aber kann ich nur ahnen, nicht nennen.

Tagebuch
22. Juli 1911 (Dresden)

Nachmittags in die Hygiene-Ausstellung. Das ist ja gar nicht zu glauben, was die Griechen für ein Volk waren! Und wie lernt man doch nur ihre sogenannte äußere Kultur hier kennen! Man kann nichts Beschämenderes sehen als diese ungeheure Kultur im Vergleich zu unserer heutigen. Als ich dann abends durch die lichter geschmückte Herkules-Allee ging, war ich so davon erschüttert, daß ich meinte, die neue Kultur, die kommen wird, da sie kommen muß, wird zu einem sehr guten Teil hellenisch sein. Natürlich nicht so, daß ein guter Koch Griechentum und Moderne, und Sozialismus und Nietzsche zusammenmischt zu einem appetitlichen Ragout, sondern jener, der kommt, wird unbewußt einen Geist in sich tragen, der dem griechischen zum Teil kongruent ist.

Durch alle größeren Eindrücke in allen verschiedenen Zeiten erscheint dem sich entwickelnden Menschen eine Sache übermächtig, er konzentriert (innerlich nämlich) sich auf sie, und sie gibt ihm einen Inhalt. Das braucht nicht immer nur zu geschehen, wenn die Alten schwinden, sondern auch wenn die Neuen Ergänzung oder besser Erfüllung der Alten bedeuten können sie sich vor einem aufstellen fibermächtig wie der Magnetberg des Mittelalters, alles an sich heranziehend, alles Nichtzugehörige zerschellend, alles Zugehörige aufnehmend, befruchtend, vergrößernd. Und so trat gestern und heute zum ersten Male in dieser Weise mit riesiger Kraft und unbeschreiblicher Monumentalität jenes ungeheure Etwas vor mich: die Antike. Ich glaube zu sehen und zu fühlen, daß dies die Macht ist, aus der sich das Kommende entwickelt. Das innere Pathos der neuen, durch alle Feuer des Modernen gegangenen und geläuterten Kultur wird dem der Antike nahestehen, und die Prophezeiung des Gemistos Plethon naht sich ihrer Erfüllung: „Eine Religion wird kommen, der alle Menschen untertan sein werden, weder wird dies aber die christliche sein noch die heidnische, sehr ähnlich aber der letzten!“

Ich sehe einen heranschreiten durch die Straßen der deutschen Hauptstadt, die rote Fahne in der Hand, einen antikischen Menschen, und ich sehe ihn besiegen die schmähhlichen Geschlechter und Fürsten von

heute, – Eintagsfliegen ohne Mark und Bein –, und ich sehe ihn gründen ein neues Reich mit starken, schönen Menschen, groß und herrlich in einer neugebauten Stadt mit Arkaden und Thermen und Gymnasien und Alleen und prangender Größe, ein antikmodernes Reich.

Wer mag es mir aber verdenken, mich an die Stelle jenes zu träumen. Sind Wünsche nicht die Vorgefühle der Fähigkeiten, und wächst nicht die Leistung ähnlich dem Ziel?

Dann ins Albertinum. Herrlich! Eine prachtvolle rasende Mänade von Skopas (?). Die Hauptsache war, daß ich mit vollem Bewußtsein im vorher dargelegten Gefühl Antike, wenn auch nur rasch vorfibergleitend, erblickte.

Tagebuch *29. Juli 1911*

Ich arbeite mächtig. Vor Florenz hätte ich Zeit gehabt, aber keine Ideen, Gedanken. Jetzt habe ich diese, aber jene nicht. Diesen Zustand aber ziehe ich vor. Denn Ideen liegen innerhalb einem, sind faßbar, auch vorerst ohne Ausführung. Zeit aber liegt außerhalb des Menschen, ist also nur ausnutzbar, nicht bewahrbar. Eine Periode einfachen „Ochsens“ noch dazu mit einem Zweck wie Griechisch! Latein, Mathematik ist nie schlecht. Eine Periode der Faulheit aber, die nicht Ausruhen bedeutet nach geschaffenen Werken, sondern das beliebte dolce far niente – pfui! Ich zog die Parallele zwischen Faulheit = Fäulnis, faul = faul.

An seinen Freund Otto G. *26. August 1911*

Ich muß jetzt bei meiner ungeheuren Begeisterung für dieses Volk von Hellas, seine Sprache, seine Philosophie, seine Kunst, seine Dichter, seine Geschichtsschreiber so oft an Dich denken. Schreibe mir doch, ob Du auch ganz im Banne dieses herrlichsten, körperhaftesten Volkes stehst! Kennst Du die Gegensatztafel der Pythagoräer? Oben darüber steht links πέρας, rechts ἀπειρον. Πέρας das Körperhafte, Gebaute, Gefügte, das doch gerade deshalb die wunderbarsten, gerade die leidenschaftlichsten und gewaltigsten Gebilde in Marmor und in der Sprache zu schaffen imstande ist. Denn die Freude am Leibe, am sinnhaft Schönen, hat auch die tiefsten, auch gedanklich tiefsten Dinge hervorgebracht. Platon war ein Hellene. – Das andre ist das ἀπειρον, das Dumpfe, Wogende, Chaotische, Zerrissene, das wunderbare Dinge hervorzubringen vermag, denn hier, wo es sich um so tiefe und hohe Prinzipien der Welt handelt, verschwindet natürlich „gut“ und „böse“. An derartig ungeheure, gewaltige Kulturgegensätze solche Maßstäbe anzulegen, könnte nur ein aufgeblasener Frosch wagen. Sie bestehen eben und müssen betrachtet werden, selbstverständlich aber ist, daß der eine mehr im einen, der andere im anderen sich selbst erkennt und das Entgegengesetzte für das zu Bekämpfende hält. Ich erkläre das ἀπειρον nicht weiter, denn wie mir scheint, hast Du Dich mit indischer Mystik gerade viel beschäftigt, und daß hier das klassische ἀπειρον liegt, ist wohl ohne weiteres klar. Wie gesagt, gut und böse sind jetzt aus dem Spiel zu lassen, aber wenn Du persönlich auch durch die zauberhaften Dinge dort im Lande des Unfaßbaren, Unergründbaren angezogen wirst (ich gestehe, auch ich werde von vielem sehr hingerissen), so bitte ich Dich doch zu überlegen, ob dies wirklich das Prinzip ist, aus dem u n s Heil erwächst, das u n s große Menschen, große Werke schafft, und dem w i r uns folglich hingeben müssen.

Tagebuch *7. September 1911 (Hamburg)*

In Berlin erwartete uns Pa, was herrlich war, und fuhr gleich mit nach Harnburg. Abends gingen wir noch zu Lederers Bismarck. Er war nur schattenhaft zu erkennen, und doch in seinen Umrissen, die halb schon in die Nacht übergangen, gigantisch.

Tagebuch

8. September 1911 (Hamburg)

Eine Rundfahrt im Hafen. Das war prachtvoll! Riesige Schiffskörper in Docks und vor dem Verladen lagen da, für alle Weltteile bestimmt, um die Erzeugnisse der Erde in rastlosem Eifer hinaus und herein zu führen. Kleine Motorboote und Dampfer flitzten dazwischen hin und her, bald von den erregten Wellen überschüttet, bald sie teilend. Wir standen vorn in einer kleinen Dampfbarkasse und waren gleich durchnäßt. Durch die Winkel und Ecken, Schleusen und Kanäle, Werften und Docks dieses ungeheuren Hafens fuhren wir, bald an australischen Petroleumschiffen, bald an norwegischen Vergnügungsdampfern vorbei. Und wie herrlich, alle diese Tausende von Händen rastlos arbeiten zu sehen, und wie entsetzlich, wenn man sich nach dem Grunde fragt. Da schufteten hunderte Sklavenhände, um das Petroleum an Land zu schaffen, das zur Beleuchtung dienen soll ; etwa zur Beleuchtung von glücklich-frohen Menschen, um sich zu sammeln in erwärmtem, schönem Hause, wo sich die Liebenden Gedichte vorlesen und Bilder beschauen von großen Meistern, wo Jünglinge den Tönen der Edda lauschen und denen Homers und andere vor Faust und Zarathustra glühen? Dafür? O nein, aber daß alte Mütter, um wenige Pfennige zu verdienen, ihre Augen vollends blind machen am Stickrahmen, aber daß in schlechter Stube armselige Wesen hocken und Spielzeug bemalen von früh bis spät, von Kind bis Greis, oder aber daß in freiem Momente einer rasch die neuesten Nick-Carter und Lord-Lister-Hefte hervorholt, um an ihnen seine schwül-düsteren Gedanken zu nähren, – dafür arbeiten diese tausende Hände und dafür dies gigantisch-machtvolle Schauspiel des Hafens. Und dann die Arbeiter selbst bei kläglichen Löhnen unter menschenunwürdigen Verhältnissen verbittert oder, was weit schlimmer, zufrieden und dumpf ihre Arbeit verrichtend, fernab von allem, was das Leben groß und lebenswert macht, nachts in den stinkendsten Löchern oder in den widrigsten Kneipen ein kurzes Vergessen ihres Elends nur bei den schmierigsten Lüsten, bei Schnaps und bei Dirnen findend, kurz eine zusammengepferchte Hammelherde, die bei ihrem Stumpfsinn zu erhalten die Lebensgrundlage, aber ein nie wieder zu sühnendes Verbrechen der bürgerlichen Gesellschaft ist.

Abends zum Uhlenhorster Fährhaus. Dort lange gesessen. Die Sonne ließ ringsum die Wolken feurig erglänzen, als sie glühend rot hinter hohen Bäumen verschwand, die in der Ferne ein mattes, schattenhaftes Grau, weiter vorn ein tiefes Grün zeigen. Die Wolken gehen von rötlicher Glut allmählich in violette Farbenspiele über. Weit dehnt sich die Alster vor uns in ungewisse Ferne und in den mannigfaltigsten Zusammenstellungen und Tönungen der Farben, jede Welle anders erglitzernd. Vorn wird sie heller, rosig, ja fast weiß und erschimmert mehr in Flächen, durch die sich einzelne schwärzliche Kringel ziehen. Ein tiefschwarzes, großes Lastboot, von einem Arbeiter mühsam gestoßen, zieht vorbei; ein zweites folgt. In den Bäumen über dem Wasser erscheint verschleiert ein weißes Haus. Nun erbleichen die Wolken. Nur noch ein schwacher Schimmer liegt sanft über dem ganzen Himmel. Die Alster, immer noch violett, doch vorn jetzt in blauen Kringeln spielend, wird allmählich schweigender. Gelbbraune Töne vermischen sich mit wäbrigen, dann dunkelblauen und verschwimmen in der Ferne, grauer werdend. Bald werden sie die ganze Fläche überzogen haben.

Tagebuch

17. September 1911 (Teneriffa)¹

Ganz früh nach Las Palmas. Dort durch enge Straßen zur Kathedrale. Rechts in einer Kapelle war Messe. Beim Eintritt sah man nur die rot bemalte Wand, nicht aber den Altar. Vor diesem knieten und standen in unglaublich malerischer Gruppierung Frauen mit schwarzer und weißer Mantilla. Einige kehrten ihr Gesicht im scharfen Profil gegen die rote Fläche, die meisten aber standen mit dem Rücken gegen uns. Männer sah man nur vereinzelt. Ein Dämmerlicht, von wenigen ewigen Lampen und Kerzen unterstützt, lag über allem. Als wir uns wandten, hatte auch die Messe aufgehört, Streng und sehr ruhig erhoben sich die Frauen,

¹ Nach der Beendigung des zweiten Bandes der Memoiren wurde Lily Braun zur Herstellung ihrer sehr angegriffenen Gesundheit eine Seereise verordnet. Sie entschloss sich zu einer Fahrt nach Teneriffa, auf der sie ihr Sohn begleitete.

bekreuzigten sich und gingen mit königlicher Grandezza und erhobenem Haupte wie die Frauen Ghirlandajos, nichts von Hast oder Eile war zu sehen, Stolz und Ruhe atmete ihr grader, schöner Gang. Wir fuhren dann zurück. Vom Bord aus sah man nur noch ganz in der Ferne verschwindend den Pic von Teneriffa, der am Morgen sehr deutlich sich abgezeichnet hatte. – Unser schönes Schiff glitt ruhig an Gran Canaria mit ihren schroffen Felsen vorüber auf Teneriffa zu. Meist waren beide Küsten in Sicht, und ragend thronte der herrliche Pic, eingeschlossen zwischen schönen Vorbergen... Um zwei Uhr fuhren wir mit der Elektrischen nach Laguna. In langen Kurven stieg sie den Berg hinan, immer mit dem herrlichen Blick auf das blaue Meer und Santa Cruz. In der Ferne glaubten wir den „Eber“ oder die „Berlin“ zu sehen, die von Agadir kommen, Kohlen zu holen. Sonderbare gespensterhafte Kakteen wachsen wild umher in riesigen Massen. Die kleinen viereckigen Häuser, meist rosa angestrichen mit bläulicher Einfassung und grünen Läden, begleiten die Straße in fast ununterbrochener Reihe. Je höher man kommt, desto üppiger wird die Vegetation. Niedriger Wein, Bananen und Palmen wechseln beständig miteinander. Diese herrlichen Bäume! Zu stolz, um irgendeinem Ästlein zu erlauben, unterhalb der Krone hervorzukommen, entfalten sie ihre Pracht nur an der höchsten Spitze und tragen allein mit der gerade aufgeschossenen Kraft ihres Stammes die nach allen Seiten hin mächtig und wunderbar ausladende Blätterfülle. Unten immer noch Santa Cruz und das Meer und fern die Berge von Las Palmas, nur fein angedeutet wie mit einem Silberstift und von langen Streifen Wolken in der unteren Hälfte verdeckt...

Jetzt Laguna. Unser Gepäck wird von eilfertigen, trinkgeldhungrigen Jungen genommen und wir nolens volens zu einem Hotel geschleift, wo wir Kaffee trinken. Nach einer Stunde weiter mit der Elektrischen. Nun öffnen sich die Berge mehr und mehr, die engen düstern Vorgebirge sch winden, und in der Ferne steigt sonnegebadet der Pic in die Lüfte. Wir fahren in eine Eukalyptus-Allee. Die wunderbaren Bäume strömen einen prachtvollen, die Sinne betäubenden Geruch aus. Ich weiß nicht mehr, wohin ich blicken soll, auf die altertümlichen Häuser, die einfach aus dicken Steinen geschichtet sind, auf die Maultierkarawanen, auf die Menschen, die alle so viel Zeit zu haben scheinen, auf die im Hintergrunde verschwindenden Vorberge oder auf die neuauftauchenden, die sich um den Pic lagern, auf die großen Maisfelder, auf die abenteuerlichen Kaktusgruppen oder auf das ewig blaue Meer, das tief unten in unnennbarer Schöne sonnebeleuchtet ruht. Wie es sich leise bewegt, an den Felsen hinaufschlagend seine Wellen bricht oder in unendlichen Farben erschillert! Bald scheint es gelb, bald blau, so tiefblau, daß man sich die Augen zu Tode sehen könnte an diesem Blau, bald rot erzitternd, bald schwarz, bald weiß, bald silbrig, bald wieder grün und dann violett und golden, von der Sonne vergoldet, überstrahlt, gestreichelt, geliebkost, geküßt. –

An einem Hotel vor Tacoranta halten wir. In zehn Minuten soll das Auto nach Orotava kommen. Eineinhalb Stunden dauert es gut. Das ist dasselbe nach spanischer, wie zehn Minuten nach unserer Zeit. Wir standen währenddessen auf dem Dach des Hotels und schauten zum Pic und zum Meer. Endlich, etwa um sechs, kam das Auto. Wir fuhren immer dem Meere entlang auf einer scharf im Zickzack gehenden Straße. Die Gefahr des Abstürzens schien zu drohen, doch ich vergaß alles vor dem herrlichen Anblick: majestätisch bauten sich die Berge auf, dunkel und zerklüftet in der Nähe, aber in wunderbar geschwungenen Linien zum Meere flutend. Erhaben über allem thronte der Pic. An der Seite Eukalyptus, Pfeffer, Kaktus, Bananen und Palmen in wunderbarer Mannigfaltigkeit. Die Sonne steht nicht mehr hoch am Himmel. In wenigen Minuten wird sie versinken. Maultiere und Dromedare mit großen Lasten ziehen vorüber, Frauen mit schön gebogenen Krügen auf dem Kopfe, Männer mit Ochsen gespannen voll Bananen kisten. Feine Wolken verhüllen den Himmel. Da taucht in das ruhig atmende Meer langsam die Göttin Sonne. Nun wird es immer dunkler, die Laternen werden angezündet, wir fahren über große Viadukte und in Straßen, die in den Berg gehauen sind. Es ist sehr sonderbar, durch eine Gegend zum ersten Male in tiefer Dunkelheit zu kommen. Die Phantasie bemächtigt sich noch der allerentferntesten Ähnlichkeit der Dinge untereinander und hält fest, was sie einmal ergriffen hat. Wir fuhren dann wieder in dichte Eukalyptus-Alleen, deren Ende die Nacht verbarg und unaufhörlich erscheinen ließ. Kakteen reckten sich auf zu Ungetümen, sonderbare Gestalten wuchsen aus den abenteuerlichen Bäumen und Bergen. Jetzt war tiefes Dunkel, nur die Laternen des Autos leuchteten etwas voran. Die Dörfer verschwanden mit Bergen und Wolken in schwarzen Massen. Meer und Himmel war fast nicht mehr getrennt ...

Tagebuch

20. September 1911 (Teneriffa)

Nachmittag gingen wir bis ans Ende der Stadt Orotava. Dort ist auf einem Felsen mit ganz verblüffendem Geschmack ein kleiner Tempel errichtet. Doch nicht Apollo stand darin, sondern ein Kreuz. Wir kamen dorthin durch schmutzige Straßen, die Kinder bettelten noch ärger als vorher und starrten vor Schmutz, obwohl sie entzückend aussahen. Mama sagte: „Es gibt keine glückseligen Inseln.“ Aber die Sonne glitzerte und schien über das Meer, das sich tosend an die Felsen warf; Palmen und Eukalypten standen gegen den Himmel, stolz lag der Pic da, ganz nackte Knaben liefen umher und badeten, schöne Mädchen schauten lächelnd aus dem Fenster, Glyzinien und blühende Büsche dufteten, starke Felsen stemmten sich gegen die andringenden Wogen, der weiße Tempel leuchtete fern. Stand nicht doch Apollo darin? Die Sonne ging unter, alles vergoldend. Traurige Müttergesichter hinter den Fenstern. Wird es nie glückselige Inseln geben?

Um halb zehn abgefahren. Wir hatten wunderbare Rückblicke. Noch in der Ferne sah man Orotava, unsere Badefelsen und den Pic. Und dann die herrliche Aussicht von der Humboldt-Ecke: ausgedehnte Matten und sanft abfallend zum Meere im Sonnenglanze Bananen, Trauben, dazwischen wieder Palmen, der Hintergrund begrenzt durch halbhohe Berge, über diesen ragend der Pic. Das Auto fuhr rasend schnell, und die endlosen Pappel- und Eukalyptus-Alleen schossen vorbei. In Laguna hielten wir noch einmal, um den, wie man sagt, dreitausend Jahre alten Drachenbaum zu sehen. Es ist ganz wunderbar wie aus einem unglaublich dicken Stamm fast senkrecht eine Unmenge Äste aufragen mit zerschlissener Rinde wie Eichen, nur braun, und dann oben glatt werden, bis sie ganz hoch eine Krone tragen, die auf der Oberfläche wie abgeschnitten und in der Anordnung der Nadeln Kiefern ähnlich ist. Auf die Fläche, wo die Äste sich teilen, kletterte ich hinauf. Es war herrlich oben. – Dann fuhrn wir weiter. Wieder breitete sich das Meer; anfangs nicht von den Wolken zu scheiden, dann aber mit einer Menge weißer Schaumköpfchen belebt... An der Humboldt-Ecke träumte ich, wie einst kühne, griechische Seefahrer ihr hochbugiges Schiff hierher lenkten, den Pic erblickten und darunter die sonderbaren zauberhaften Bäume und Blumen, eine liebliche und eine heroische Landschaft zugleich, sanfte Matten, süßduftende Pflanzen und Sträucher und schroffgezackte Felsen und Berge. Heimkehrend erzählten sie dem staunenden Volke von der göttlichen Insel, dem Elysium. Da machten es die Griechen zur Wohnung ihrer Helden, und scheu nur traute sich einer einmal auf den geweihten Boden.

Tagebuch

23. September 1911 (Auf dem Dampfer)

Fahrt von Teneriffa nach Hause. Ich fing die „Utopia“ von Thomas Morus an.

Tagebuch

24. September 1911 (Auf dem Dampfer)

Die „Utopia“ zu Ende. Es ist ein ganz außerordentliches Werk, und im ersten Buche enthüllt sich eine Kenntnis und Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die fast unglaublich ist. Utopien wie die von Bellamy verschwinden damit ins Dunkel der Unbedeutendheit. Ganz ausgezeichnet sind auch die scharfsinnigen Untersuchungen über den Ursprung des Diebstahls aus schlechter Erziehung und allgemeiner wirtschaftlicher Lage, Lebensmittelnot, hohen Preisen der Rohstoffe. In dem Hauptteil nun, der Utopie selber, ist bei allem Vorzüglichem manches doch noch zu rationalistisch, und man fühlt öfter unangenehm den konstruierten Staat, der nicht Menschen, sondern Schemen als Glieder hat...

Aus der Schiffsbibliothek borgte ich mir einmal wieder den alten Diederichschen Almanach „Jena und Weimar“. Besonders in den „Deutschen Bildungsidealen vor hundert Jahren“ stehen ganz prachtvolle Sachen... Fichte: „Handeln! Handeln! das ist es, wozu wir da sind.“ Friedrich von Schlegel: „Es gibt eine schöne Offenheit, die sich öffnet wie die Blume, nur um zu duften.“ „Das Leben des universellen Geistes ist eine ununterbrochene Kette innerer Revolutionen; alle Individuen, die ursprünglichen, ewigen nämlich, leben in ihm. Er ist echter Polytheist und trägt den ganzen Olymp in sich.“ ... „Künstler ist jeder, dem es

Ziel und Mitte des Daseins ist, seinen Sinn zu bilden.“ ... Humboldt: „Es gibt kein höheres, tätig und leidend starkes und mit edler Scheu vor einer übersinnlichen alles beherrschenden Macht ergebene Gefühl, als das, in dem Hektor ausruft: ‚Denn es kommt einst der Tag, an dem die heilige Ilias sinkt!‘ und doch keinen Augenblick vom mutvollsten Kampfe abläßt.“ – Mir scheint, damit hat Humboldt eine der tiefsten Erkenntnisse über den Menschen ausgesprochen, etwas ganz Wundervolles, was manchem wohl dunkel vorschweben mochte, keiner aber so gesagt hat. Auch der Anfang dieses Spruches über griechische Melancholie ist ganz herrlich. Von ihm und Schlegel möchte ich mehr lesen.

Wie wahnsinnig freue ich mich auf zu Hause. Ich kann es gar nicht mehr erwarten. Am liebsten würde ich von Brüssel aus mit der Bahn reisen. Endlich wieder bei Pa zu sein! Alle Einzelheiten male ich mir aus, wie schön es werden wird!

Tagebuch

25. September 1911 (Auf dem Dampfer)

Ich fing die „Arbeiterfrage“ von F. A. Lange an und las das erste Kapitel wiederholt. Es hat mich außerordentlich angeregt. Daß der Kräftigere im Kampf ums Dasein siegt, wie Darwin sagt, wird im Tierreich wohl zutreffend denn dort sind eben körperliche Kraft, List und Gewandtheit die einzigen Maßstäbe. Beim Menschen aber gibt es auch andere, und der plumpe Rohling, der den weniger Geriebenen im Kampfe unterdrückt und in unsichere Verhältnisse bringt, ist noch lange nicht der Überlegene. Dazu kommt, daß man nicht etwa sagen darf, der Schwächere sei gerechterweise unterjocht worden und könne, falls er große Begabungen des Herzens oder des Geistes besitze, auf anderen Gebieten sich siegreich als der Stärkere erweisen. Das ist deshalb ganz und gar falsch, weil in dem vorwiegend schlechte und wertlose Eigenschaften wachrufenden Kampfe ums Geld alles in Mitleidenschaft gezogen wird, und der Mensch vor der Sorge um das tägliche Brot oft nicht dazu kommt, seine Anlagen gedeihlich zu entfalten. Deshalb wird es die Aufgabe sein, gleiche Kampfbedingungen zu schaffen, und das ist ja schließlich auch die wesentlichste Voraussetzung des Sozialismus, den Menschen zuerst eine gesicherte Grundlage zu geben, damit jeder die ihm eigenen Fähigkeiten, unterstützt natürlich durch eine ganz andere Erziehung als die heutige, voll entfalten kann, um sie mit den anderen im wahren Kampfe zu messen...

Tagebuch

6. Oktober 1911 (Wieder daheim)

Gleich fing ich an, die ältesten deutschen Dichtungen wieder zu lesen, das herrliche Gedicht „Himmel und Hölle“ noch einmal und dann das Hildebrandslied mit ganz genauer Interlinearversion, so daß ich jedes Wort überdies noch mit einem Faksimile des Originals vergleichen konnte.

Tagebuch

7. Oktober 1911

Das ist ja ausgezeichnet, was Lange da (im zweiten Kapitel) über das Gesetz des Kampfes um die bevorzugte Stellung sagt. Doch finde ich es sehr sonderbar, daß er anzunehmen scheint, ein jeder sei von Geburt an gleich. Wenn das der Fall wäre, so würde der Ruf nach Gleichheit, den er deshalb berechtigt findet, ja entsetzlich sein. Denn wenn alle Menschen durch dieselbe geistige Nahrung dieselbe Bedeutung hätten – hu! schlitze mich Zeus vor der Welt! Nein, weil alle Menschen ungleich sind und n u r deshalb, wünsche ich die absolute Gleichheit der Bedingungen.

Tagebuch
 14. Oktober 1911

Ein recht interessanter Artikel im „Berliner Tageblatt“ darüber daß der Dreibund überlebt ist und nichts als eine leere Form darstellt. Nur die Konsequenz, daß Deutschland und Österreich allein den gesamten Mächten die Front bieten können, scheint mir verfehlt, und der Hinweis auf die Annexion Bosniens als Begründung dazu kann nicht genügen, da die Mächte wegen Bosnien eben keinen Weltkrieg entfesseln wollten. Aber ich möchte gern (oder vielmehr sehr wenig gern) sehen, was Deutschland und Österreich anfangen, wenn England den ganzen Seehandel lahmlegte, Rußland kein Getreide und Argentinien und andere Länder kein Fleisch mehr lieferten, kurz alle Beziehungen zwischen uns und der übrigen Welt abgebrochen wären, wie es in einem Kriege, nicht in solch einer Miniaturvorstellung nach Muster Italien und Türkei, wirklich der Fall sein müßte. Die andern könnten sich ohne uns wohl schon eine Zeitlang behelfen.

Länder	In Tausend Tons				In Mill. Pfd. Sterl.	In tausend Stück
	Roggen	Weizen	Hafer	Gerste	Fischerei	Viehzucht
Deutschland Österreich- Ungarn	13.562	10.658	11.974	6.283	1,00	67.686
Übrig. Europa	72.342	41.489	132.282	14.488	29,52	130.689

Diese Tabelle veranschaulicht die Produktion der verschiedenen Lebensmittel in den Ländern ich habe sie mir mühsam aus einer Tabelle der Erzeugnisse im großen Seydlitz zusammengerechnet. Es sind die Verhältnisse im Jahre 1906. Damit kommt ohne die Einfuhr und Ausfuhr auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre

Länder	Roggen	Weizen	Hafer	Gerste	Fischerei	Viehzucht
Deutschland Österreich- Ungarn	0,12	0,09	0,11	0,05	—	0,60
Übrig. Europa	0,23	0,19	0,46	0,04	—	0,42

Diese Rechnung wird ja höchstwahrscheinlich nicht stimmen oder wenigstens sehr ungenau sein. Im Seydlitz aber steht, daß Deutschland in 1906 20.590.000 Stück Rinder gehabt hat (auf 60.000.000 Einwohner), während Rußland auf 106.000.000 Einwohner 34.400.000 Stück hatte. Damit in Rußland jeder Mensch ebensoviel Rindfleisch essen könnte wie in Deutschland, müßte Rußland etwa 2 Millionen Rinder mehr produzieren. Wenn man dann noch die im Vergleich zu Rußland verminderte Tragfähigkeit des Bodens (daher auch die geringere Menge Vieh) in Betracht zieht, so wird sich wahrscheinlich ergeben, daß das ganze deutsche Volk bei geschlossenen Grenzen überhaupt nicht ausreichend ernährt werden kann. In dieser Lage würde jeder nach Möglichkeit für sich selbst zu sorgen suchen und ohne Rücksicht auf die

Gesamtheit kaufen und bezahlen. Man darf als sicher annehmen, daß, wenn die Preise immer noch mehr gestiegen sein werden, dann eine Revolution kommen muß. –

Ich will jetzt wieder regelmäßig Literaturgeschichte treiben: Luther, Murner, Erasmus, Hutten, Brant, Humanismus, Streitschriften gegen Luther und was es sonst aus dieser Zeit gibt.

Tagebuch

15. Oktober 1911

Sehr fein spricht Lamprecht in seiner Einleitung es aus, „daß eine volle Schilderung des Werdens der Menschheit... schließlich nur von intuitivem, künstlerischem Standpunkt möglich ist.“ Das ist vortrefflich! Wenn er aber die ganze Entwicklung der Kunst, der Literatur, alles in allem der Kultur auf die geldwirtschaftliche Entwicklung zurückführt, so weiß ich nicht, ob er da nicht Ursache mit Wirkung verwechselt, denn dieselbe Entwicklung, die nach der einen Seite zur Entdeckung der Welt, zur Ausbreitung großer Handelsbeziehungen führte, führte auf der anderen zur Entdeckung des Menschen, zur Kultur...

Wir sind heute sicher in einer Zeit des Überganges, in einer suchenden, autoritätslosen, zerrissenen, ungeformten, chaotischen, einer wunderbaren Zeit, nicht wunderbar an sich als Gegebenes vom Standpunkt des Beschauers aus, sondern wunderbar, unerhört wunderbar als Feind, als Forderndes. Keine Zeit wüßte ich mir, in der so viel neue Tore aufzureißen, so viel zu kämpfen, zu schaffen, zu zerstören und zertrümmern und dann neu zu bauen wäre als in dieser, unserer Zeit.

Tagebuch

17. Oktober 1911

Im Lamprecht die Einleitung zu Ende. Manches sehr interessant, aber ich habe viel einzuwenden. Wenn er die Religion mit Schleiermacher „als die gefühlvolle Anschauung des Universums durch das Einzelsubjekt“ definiert und überhaupt alle Religion auf ein Verhältnis des Einzelnen zum Universum (zum Gotte) zurückführt, so halte ich das für einen Grund- und prinzipiellen Fehler. Das ist eben die protestantische Auffassung, die auf das schärfste zu bekämpfen ist. In den Zeiten, in denen Religion noch eine große und tiefe Bedeutung für die ganze Kultur hatte (frühes Griechentum, nordische Religionen, Zeiten Roms und des Mittelalters), war Religion stets Volkssache. Es war die Vereinigung des Volkes, um zu Gott zu gelangen. Kein Mensch hat im Schlafe, bewußt oder unbewußt an gefühl- (oder gemüt-)volle Vereinigung des Einzelnen mit Gott gedacht. In jenen Zeiten gab es noch kaum einen Einzelnen, der sich deshalb auch nicht gut gefühlvoll mit dem Universum vereinigen konnte. Das hätte bei Griechen und Germanen vermutlich keinen großen Anklang gefunden. Denn diese Völker waren, allen schönen Theorien zum Trotz, verteufelt unsentimental, ja so ziemlich die Unsensibilität selber. Und solche Völker waren religiös, nicht in dem Sinne der Neuesten oder des Herrn Pfarrers J., die mit einer Unzahl schöner Phrasen daherkommen und einen (ich will lieber nicht sagen was für einen) Brei aus Gernüt, Materialismus und anderen schönen Dingen zubereiten.

Aber ich will mal ehrlich sein: Ich selber, Otto Braun, habe auch nur ein „Gefühl“ davon, was Religion eigentlich ist, eine Definition aber eben leider noch nicht. Ich weiß nur was sie nicht ist.

Tagebuch

19. Oktober 1911

Im Homer lesen wir Wundervolles. Die schöne Stelle, wo Athena die *καλά πέδιλα*, die schönen Sandalen anbindet und die Lanze *βριθὺ μέγα στιβαρόν* wuchtig groß und fest ergreift. Dann aber:

Βῆ δὲ κατ' Οὐλύμποιο καρήνων ἀΐξασα
στή δ' Ἰθάκης ἐνὶ δῆμῳ ἐπὶ προθύροις Ὀθυσῆος

οὐδοῦ ἐπ' ἀυλείου παλάμη δέχεε χάλκεον ἐγγος,
ειδομένη ξείνω, Ταφίων ἠγήτορι, Μέντη.

Dieser Klang schon, da βή δέ κατ' Οὐλύμποιο und dann στή δ' Ἴθάκης ἐνὶ δῆμῳ gibt eine wunderbare Kraft. Und das schönste, ἀΐξασα, durch den Spondiacus, der nun gar nur aus zwei einzelnen Vokalen besteht, wird ein Tönen, ein Schwellen in dies „schwebend“ hereingebracht, das unglaublich herrlich ist. Es malt förmlich, wie die eulenäugige Göttin, der Nike ähnlich, sich hinabläßt zur Erde, während der Wind, sie tragend, in ihren Mantel bläst. Man denke nur an das schöne Werk des Paionios. Hoch auf dem Giebel eines Tempels stand es, schreitend will es gerade beginnen zu schweben, βή δέ κατ' Οὐλύμποιο καρῆνων geht es von den Höhen des Olymps. Eine große Ähnlichkeit der Vorstellung zwischen dem Dichter um 800 und dem Künstler um 420.

Tagebuch

24. Oktober 1911

Den „Tod des Tizian“ soll man lesen, wenn es dunkelt, in einer schönen Umgebung, womöglich draußen unter klarem Sternenhimmel, vor gewissermaßen innerlich „schönen“ Menschen, jungen Menschen; da wird noch eine große Sehnsucht leben, die fragt. Das Lied aber von des Hammers Heimholung oder Voluspa und die Lieder von Sigurd und Helgi, den Prometheus oder solche Gesänge, wenn der Wind in den Eichen wühlt und die Blätter fallen, die Bäume in trunken-leuchtendem Goldgelb dastehen und ein Farbenrausch in der ganzen Natur ist. Die liebe ich, die bei des sein können, stark und wild, und still und schön.

Tagebuch

28. Oktober 1911

Was hier der Herbst herrlich ist! Rosen haben wir im Garten, viele, viele, und was für Rosen! Da sind schwere große, rote, reif und voll, leuchtend und lockend noch mit ihren duftenden Kelchen, und ganz mattgelbe, still auseinanderfallend mit sehr großen Blättern und tiefgelbe, dann noch junge, der Knospe entsprossen, verheißend und sehnsüchtig, stolz und schön. Diese liebe ich am meisten. Königinnen sind es, wunderbar-herrlich, mit mattem, schönem Geäder, noch nicht gebeugt von zu großer Sehnsucht, auf schlankem Stengel sich aufrecht haltend, ganz zart und noch nicht reif, aber unerhört stolz und edel. Ich halte sie hier in der Hand, die Rosenkönigin, und atme ihren göttlichen Duft. – Und Bäume, Sträucher gibt es, leuchtend golden von einer berausenden, rasenden Kraft der Farben, mit jenem herrlichen Goldgelb, das auch manche Weintrauben haben, und das sie über alles ähnliche erhebt. Denn andere Früchte haben wohl Geschmack, aber die Traube ist heilig, Dionysos geweiht und den bacchischen Göttern.

Tagebuch

12. November 1911

... Nach all meinen vorher geäußerten Ansichten in der Politik könnte man nun folgern, daß ich einer durchaus nationalen Politik huldige. Dies trifft nur sehr bedingt zu. Ich glaube, nein ich weiß, daß jede Kultur national gewesen ist, daß eine Nation, ein Volk, dadurch daß es sich selbst behauptete und gegen andere kämpfte, Träger der Kultur war. Dies schließt natürlich nicht aus, daß man von den allergrößten Titanen nicht mehr recht sagen kann, sie waren Deutsche, Franzosen, Italiener, Griechen usw., sondern daß diese sich eben ganz über alle Schranken der Nation erhoben und einfach Menschen waren. Ganz sicher ist aber der Boden, in dem sie gewachsen sind, ein nationaler. Und deshalb ist es meiner Meinung nach im allgemeinen menschlichen Interesse unbedingt notwendig, daß die einzelnen Nationen eine wirklich egoistische Politik treiben, wie es ja auch die Sozialdemokraten, wenn sie am Ruder säßen, tun müßten. Man wird mir erwidern, daß wir seit glücklich vierzig Jahren nationale Politik treiben und doch kein Huhn etwas gemerkt hat von großer Kultur, die dadurch gekommen sein soll. Aber die Antwort ist die, daß wir wohl eine Politik der Bündnisse und des Lavierens und der Kompensationen und anderer gleich schöner Dinge

treiben, niemals aber eine wirklich fortreibende, eine wirklich kräftige und gewaltige. Man sieht das an der geringen Achtung, die der Deutsche Überall genießt, daran, daß wir es mit übermenschlich genialen Schachzügen dahin gebracht haben, daß Frankreich, England und Rußland die unterschiedlichsten und engsten Bündnisse schließen und daß man jetzt wohl a la Diogenes suchen gehen kann nach einem uns ehrlich befreundeten Lande. Ob Österreich es ist, ob die Türkei, die fortwährend mit anglo- und germanophilen Ministerien abwechselt? Das sind die Folge einer Waschlappenpolitik, die zu führen bei uns ja schon zur guten Tradition zu gehören scheint...

Für mein Gefühl gibt es nur zwei Staatsformen, erstens die Monarchie, die Herrschaft eines Einzigen, zweitens die Demokratie, die Herrschaft des Volkes. Jene entsteht natürlich sehr leicht aus dieser, wie ja wohl alle großen Herrscher von eigener Gnade sich zur Begründung ihrer Herrschaft auf die Volkspartei stützten, Peisistratos und die anderen Tyrannen, Cäsar, Renaissancefürsten, Napoleon. Gegen die Monarchie aber, besser gesagt Tyrannis (da das Wort Monarchie schon zu sehr erbliche Monarchie und dann dies künstlich aufgepöppelte Zwittergeschöpf konstitutionelle Monarchie bedeutet), habe ich mancherlei einzuwenden. Es ist zwar ganz sicher, daß sich am Hofe eines solchen Tyrannen meist ein ungeahntes geistiges Leben entwickelt und die Tyrannis über ein Volk überhaupt fast immer der Höhepunkt von dessen Reichtum und Blüte ist. Die Geschichte lehrt uns, daß nach dem Tode solcher Tyrannen die Reiche entweder in viele kleine Teile zerstieben (Alexander), oder wieder auf ihren früheren Verfassungs- und Kulturzustand gebracht wurden (Napoleon, Manfred in Sizilien), oder ganz zerfielen oder schließlich unter den Nachfolgern dieser großen Fürsten im unwürdigen Dasein dahinsiechten. So hat die Alleinherrschaft sehr viele Gefahren und Bedenken, darunter kurz formuliert das schlimmste, daß ein solcher Tyrann eine erbliche Dynastie (eine ganz unsinnige Sache) errichten muß, damit nicht alles nach seinem Tode zusammenbricht. Wird aber wirklich den Nachkommen das Zepter übergeben, so ist ja die ganze Idee des Heroentums zunichte. Denn das Genie, das bis in die fernsten Winkel seines Reiches sieht und alles überschaut, ist etwas so Einziges, daß man unmöglich auch nur zwei bis drei Generationen lang gleichbedeutende Nachkommen erwarten darf... Nun ist den unfähigen Erben das Reich ausgeliefert; sie werden natürlich durch Militär, Adel und Grundbesitzer geschützt, da alle diese ihre Erhöhung dem Gründer der Dynastie verdanken und bei deren etwaigem Sturz selbst zu stürzen fürchten müssen. Den zumeist erhobenen Vorwurf gegen den Aufschwung eines Einzelnen zur Alleinherrschaft, daß er zur Volksbedrückung führe, teile ich nicht. Es ist ja fast schon zu einer stereotypen Wendung in der Geschichte geworden, von der Herrschaft eines Gewaltigen zu sagen: „Im Obrigen aber verwaltete er das Land ausgezeichnet, und das ganze Volk liebte ihn.“ Das ist es eben, was man immer vergißt, daß nicht unter einem großen Herrscher, der den Adel und die Großen im Zaume hält, das Volk bedrückt wird, sondern dort, wo das Land unter der Herrschaft kleiner Erbdynastien seufzt, die jede Fühlung mit dem Volke verloren haben und dieser Stütze auch gar nicht bedürfen, da ihnen eine feste Mauer von Militär, Adel und Geistlichkeit zur Seite steht.

Tagebuch

9. Januar 1912

Daß ich das Tagebuch so vernachlässigte, hatte seinen Grund in der furchtbar eifrigen Arbeit an meinem Aufsatz: „Tyrannis und Demokratie“,² besonders in den letzten Tagen vor Weihnachten habe ich wahnsinnig geschrieben und bin doch nur bis Alexander gekommen, da ich lieber einen Teil gründlich behandeln wollte, als das Ganze oberflächlich.

An seinen Freund Otto G.

Zehlendorf, 19. November 1911

... Jetzt meine Bemerkungen zu Deinen Ansichten. Zuerst, daß Du mich ganz und gar falsch kennst, wenn Du etwa meinst, ich könnte über eine Vision lachen. Du scheinst mich für einen eingefleischten

² Eine Abhandlung, erwachsen aus seinen Studien über den Staat, die er seinen Eltern zu Weihnachten schenkte.

Materialisten oder zum mindesten Rationalisten zu halten, der nicht wüßte, daß alles Große intuitiv entdeckt worden ist, was dem Visionären sehr nahe liegt. Ferner aber glaube ich, daß es ganz falsch ist, Körper und Geist, so wie Du es tust, zu trennen. Bei Dir ist der Körper nicht „Kamerad“, wie Du sagst, sondern Mittel zum Zweck, zum Zweck der Ausbildung des Geistes. Du unterscheidest Dich also nur insofern von den Asketen, als Du erkannt hast, daß man ohne ein Gesundhalten des Körpers, dieses eigentlich doch hinderlichen Trägers des Geistes, ihn nie voll ausbilden kann. Wenn Du einmal zu sehen glauben würdest, daß die Asketen viel mehr Visionen haben und viel näher mit dem „Gotte“ verkehren als Du, wäre es nur konsequent, daß Du Dich einem weltabgewandten Leben zukehrst. Und diesen nur folgerichtigen Schluß halte ich für einen der schlimmsten Irrtümer. Um sich über ihn zu verständigen, bedarf es des Zurückgehens auf die erste Frage, auf die nach dem Zwecke unseres Lebens. Schon hier werden unsere Meinungen erheblich voneinander abweichen. Soviel ich Dich kenne, wirst Du für diesen Zweck das Aufgehen unseres Geistes im All-Geiste, im Nirwana halten, d. h. die Entpersönlichung der Wesen, das Vereinigen mit Gott. Ich frage, warum sind wir vom All-Geiste überhaupt getrennt worden? Als einen natürlichen Entwicklungsprozeß kannst Du dies nicht hinstellen, da Du ja, wie ich Dich verstehe, in der eventuellen Wiedervereinigung oder Nichtwiedervereinigung mit dem Nirwana ausgleichende Gerechtigkeit annimmst. Diese aber kann, nach meiner Auffassung, nur von einem, wenn auch nicht persönlichen Gotte oder Weltgeist ausgehen. Wie mir scheint, sind wir nach Deiner Theorie vom Gotte als Strafe auf diese Erde gesetzt, leben also als Buße für uns unbekannte Sünden. im kleineren Kerker, dem Körper, und im größeren, der Welt. Das Ziel: Abstreifung der Fesseln, Körper, Welt, Leben; Wiedervereinigung mit dem gestalt- und körperlosen unmateriellen All-Einen, dem Nirwana. Wenn Du sagst, der Dienst des Geistes verlange Aktivität, so ist das nur so zu verstehen, daß Du für diese Deine Ansichten kämpfend, Gutes zu tun und als Lohn dafür ins Nirwana einst einzugehen hoffst. Leben hat demnach nur Bedeutung als Vorbereitung. Lästige Bürde muß es Dir im tiefsten Grunde sein. Folglich ist Deine Ansicht, trotzdem Du es selber bestreitest, eine lebenentsagende, jenseitige. Letzte Konsequenz: das Leben von sich werfen- der Selbstmord. Diese Folgerung wohl sehend, hat das Christentum (den Buddhismus kenne ich nicht so genau, ich nehme aber an, daß er es auch tat, denn asiatische Religionen sind ja dieser wie jenes) den Selbstmord für eine der schwersten Sünden erklärt. Dadurch war denen, die ihn verübten, die Hoffnung auf das Paradies verschlossen. Du vertrittst daher eine Auffassung, die zum Selbstmord führt – und zu Schlimmerem.

Glaubst Du wohl, daß man ein Leben der Tat leben kann im Hinblick auf ein Untergehen des Ich-Geistes im All-Geiste, im Hinblick auf eine ewige Ruhe, ein körperloses Fluten und Wogen als höchsten Lohn, als höchste Seligkeit? Ich glaube es nicht. Glaubst Du wohl, daß jene Männer, die uns das Höchste und Gewaltigste gaben in ihren Werken und in sich selbst, daß jene Tatmenschen, die in unaufhörlichem Kampfe, in riesigem Ringen, in immerwährendem Begehren und Verlangen, in der Unsterblichkeit ihres Namens und ihrer Werke (wovon noch besonders zu sprechen sein wird) und auch in der Ruhe, wohl, aber in der gestalteten, körperhaften Ruhe, wie sie uns als Schönheit in Kunst und Natur entgegentritt, ihr höchstes Glück, niemals allerdings ihre Zufriedenheit fanden (denn diese brauchten sie nicht), glaubst Du, daß jene Titanen, alles Ihrige wegwerfend, sich jenem Wesenlosen gebeugt und nach ihm gestrebt hätten? – Ich glaube es nicht. Jene Titanen aber sind unsere Helden, wie sie Europa zeugt, schaffende, aktive, nicht dulddende, passive.

Das aber ist es, was Du meiner Ansicht nach zu übersehen scheinst. Dich hat diese Idee des Nirwana ergriffen und gepackt; ich will auch gar nicht leugnen, daß es etwas ihr Kongruentes bei Dir gibt. Aber ich meine, daß in jedem Menschen verschiedene Anlagen sind, die sich entwickeln, wie sie geweckt werden, und daß wohl auch manche ganz verkümmern, wenn sie durch gar nichts geweckt worden sind. Und so glaube ich nie und nimmer, daß Du eine ganz passive Natur besitzt, nur ist eben die eine Saite, die mitklingt, wenn sie von diesen indischen dunkel-mystischen Dingen getroffen wird, sehr stark, vielleicht fast treibhausmäßig stark bei Dir entwickelt. Daß andere Anlagen auch in Dir sind, wirst Du wohl selbst nicht bezweifeln; und eine von diesen, die des Stolzes und der Kühnheit, möchte ich getroffen haben...

Ich sprach weiter oben von etwas, das Du, wie ich glaube, übersiehst, und das ist, daß das Ziel auf die Wege einwirkt. Das bedeutet: Du kannst nicht sagen: Wenn ich auch das Nirwana als Ziel setze, so werde ich doch die ethischen Gedanken für mein Leben ganz unabhängig davon gestalten. Du kannst nicht sagen: Ich will ein Leben der Tat leben, weil ich dies für gut halte und weil der Gute ins Nirwana eingeht. Das ist ein

Widerspruch, niemals kann die Tat als Ziel die Auflösung oder die Ruhe setzen, niemals die Ruhe als Voraussetzung die Tat. Du willst diesen Widerspruch aufheben, denn ein tatenloses Leben widerstrebt Dir, und was nach dem Tode kommt, scheint Dir festzustehen. An dieser Aussöhnung mußt Du scheitern. Wenn Dir aber die Gewißheit des Nirwana über den Willen zur Tat geht, dann vertrittst Du etwas, was schlimmer ist als der Selbstmord, denn alles Starke, Kühne und Edle willst Du den Menschen rauben, d.h. alle die Eigenschaften, die der Kampf und das Leben hervorbringen und die die wahrhaft schaffenden sind.

Auf einen Einwurf will ich Dir noch erwidern, um dann zu schließen. Du sagst vielleicht, daß es ein unerträgliches Gefühl für Dich ist, über das Leben nach dem Tode nichts Bestimmtes zu wissen, daß Du die Gewißheit der Unsterblichkeit brauchst, um leben zu können. Wohl ! Aber ich antworte: Es gibt eine andere Unsterblichkeit, die auch gerecht die Auserwählten bestimmt, aber jene Tugenden fordert, von denen ich vorhin sagte, daß sie die schaffenden sind, das ist die Unsterblichkeit des Namens, diese aber zu erstreben, dünkt mich ein Ziel, würdig gewaltigster Anstrengungen. Denke daran, Deinen Namen der Nachwelt zu erhalten durch großes Tun und Leben, und ich glaube, daß Du Höheres erreichen wirst als mit dem Ziele eines Nirwana.

*An seinen Freund Stefan L.
Zehlendorf, 5. Dezember 1911*

In aller meiner Freizeit studiere ich jetzt so furchtbar eifrig für meine Arbeit, sammle, schreibe und konzipiere das Ganze, so daß ich zu nichts anderem Zeit finde. Sie heißt „Tyrannis und Demokratie“, ein sehr schwieriges, sehr wichtiges Thema, das mich beständig beschäftigt. Aber am Sonntag werde ich doch zu Dir kommen und Dir manches auf Deine Briefe entgegnen, besonders auf die Bemerkung, daß Du mit zwanzig Jahren „fertig“ (! ! !) wärest, wenn Du jetzt nur schöne Sachen läsest. Halb zum Lachen, halb zum Weinen. Hast Du, ein ganz junger Mensch (der Du doch wenigstens sein willst), es wirklich nötig, mit Deiner Begeisterung hauszuhalten? Bist Du so abgestumpft, daß ein Werk Dir nur bei der ersten Lektüre, wenn die Spannung da ist, Eindruck zu machen vermag? Oder so weise, daß Du es beim ersten Male gleich ganz auskosten kannst? Ich glaube, man kann den Faust Hunderte von Malen bis in sein spätestes Alter lesen, um ihn nur immer schöner zu finden, denn stets wird man so viel Neues entdecken, stets wird er auch so viel Neues in einem selbst erwecken, daß es lachhaft ist, zu meinen, der Gewinn ließe nach.

*Tagebuch
29. Januar 1912*

Abends sah ich mir ein ganz außerordentlich interessantes Buch über die Arbeiterfrage an. Der Titel ist etwas großspurig, denn die Schrift behandelt eigentlich nur die Ergebnisse einer Rundfrage unter einigen tausend Metall-, Bergwerksarbeitern und Webern. Diese Rundfrage aber bezieht sich auf das Verhältnis des Arbeiters zur Maschine, auf das, was ihn in diesem Leben am meisten drückt, was er am meisten ersehnt, was er bei seiner Arbeit denkt, ob sie ihm Freude macht, ob er oft hinaus in die Natur geht usw. Da sind Antworten, die in ihrem Lakonismus erschüttern und wie nur sehr Weniges auf der Welt Einsicht geben. Sie erregen höhere Gefühle als Mitleid, denn aus ihnen spricht nicht eines Einzelnen Kummer und Betrübnis, aus ihnen glüht das Schicksal der Millionen, als düstere Fackel vorerst, bald aber als heiligend-leuchtende Flamme, wie sie einst zur Huldigung an das steigende Licht zur Sonnenwende brannte; nur zur Huldigung, denn das Entsetzliche kann sich nicht selbst wie der Phönix zu schönerem Leben erneuen. Realgewandt heißt dies: dieses Männergeschlecht, das alles Drückende erfuhr, kann wohl das Alte umstoßen, aber nicht das Neue schaffen, das müssen ihre weniger leidenden Genossen und ihre Söhne tun.

*Tagebuch
Februar 1912*

Es ist einer der schlimmsten Fehler unserer Zeit, nie die Ruhe zu finden, stets überall dabeisein zu wollen, das Angstgefühl zu haben, ja nichts versäumen zu dürfen, kurz, nicht Maß noch Gewicht in sich selber zu

tragen und nicht in sich gefestigt durch den Strom schreiten zu können. Die Menschen sind differenzierter, ohne geschlossener zu sein. Die Kunst der Einsamkeit ist verloren gegangen, diese Vorbedingung alles Wahrhaft Genialen. In der festen Überzeugung aber, daß der einzige Kampf gegen Fehler am eigenen Leibe nur in ihrem Erkennen und fortwährenden Ins-Gedächtnis-rufen besteht, verhehle ich mir nicht, auch von dieser Seuche berührt worden zu sein. Vor den Anfang dieses Buches setze ich daher noch das kühne und trotziges Wort: „Genüge dir selber!“³

Tagebuch

2. März 1912

Ich mache die sehr traurige Erfahrung, daß ich nicht recht bei meiner Arbeit bleiben kann. Wohl stehle ich mir mal einige Stunden, aber zu etwas Geformtem, mehr Durchdachtem komme ich durch die fortwährende Ablenkung doch nicht... Ich weiß nicht, wie ich das beurteilen soll. Der erste Eindruck war natürlich Wut, aber dann sagte ich mir, daß es vielleicht gut ist, wenn man in meinem Alter gezwungen wird, nicht zu viel aus sich herauszustellen, sondern mehr aufzunehmen, daß man gewissermaßen in sich Kraft in Mengen ansammelt. Ich bin nicht sicher, ob das stimmt, es diente mir zuerst nur als Trost, aber nun scheint es mir doch sehr einleuchtend. Jedenfalls ersehne ich die Ferien, um in ihnen wenigstens etwas tun zu können. Freilich, was mich unterbricht, freut mich auch wieder sehr. So habe ich heute acht Seiten Homer gelesen. Und dieser 6. Gesang hat ja eine göttliche Schönheit. Er leuchtet förmlich wie in der wunderbaren Vorrede des Odysseus die weißarmige Nausikaa. – Und dann Platon!

Tagebuch

12. April 1912

Die zuletzt gelesenen Kapitel der Apologie noch einmal gelesen... Ich entdeckte einen Satz, aus dem ich anfangs zu verstehen, daß man den Tod des Sokrates sehr wohl rechtfertigen kann. Denn es heißt da: *καὶ ὑπὸ ταύτης τῆς ἀσχολίας οὐτε τι τῶν τῆς πόλεως πράξει μοι σχολή γέγονεν ἄξιον λόγου οὐτε τῶν οἰκείων.* Was besagen will, daß er bei seiner Beschäftigung, die Menschen zu belehren, keine Muße fand, sich um den Staat zu kümmern. Und es muß natürlich als zersetzend empfunden werden, daß einer sich bewußt vom Leben der Polis fernhält. Es wäre nur die Frage, ob nicht der Staat in einer größeren Zeit diese Tätigkeit politisch gewendet oder sie sich von selbst so gestaltet hätte, wie ja in einem idealen Staatswesen jede Tätigkeit in enger Beziehung zum Staate stehen sollte.

Tagebuch

4. Mai 1912

Es ist ein Zeichen der Schwäche, nur aus Reaktion etwas zu tun. Wenn ich mir doch stets dessen bewußt wäre, wie es als so schöne Forderung am Anfang dieses Buches steht, Maß und Gewicht in sich selber zu tragen! Aber es ist furchtbar schwer, Einflüsse, die nötig sind, aufzunehmen und sie doch nur als Mittel zu benutzen, sein Wesen zentral vom Innern aus zu gestalten, und nicht Fremdkörper, wenn auch mit Begeisterung empfangen, eingepft im Leibe zu tragen. Es ist eine unglaubliche Stärke dazu nötig, alle Eindrücke, die man unbedingt braucht, um voll schaffen zu können, doch nur so weit wirken zu lassen, als sie verarbeitet werden können, und sich nicht durch schillernde Farben verlocken zu lassen. Werde ich sie haben?

³ Wappenspruch der Kretschmans, der Familie seines Großvaters, des Generals Hans von Kretschman.

Tagebuch
23. Mai 1912

Taine²⁴ schreibt freilich einen glänzenden Stil, aber es ist doch im Grunde nur die äußerste Verfeinerung des Journalismus. Wenn man dazwischen diese blühenden, unglaublich wuchtigen und gewaltigen Sätze Napoleons liest, so verschwimmt alles andere im Nebel der schönen Phrase und der interessanten Gescheutheit. Es gibt wohl keine herrlichere Schule, als den Atem der Titanen zu spüren und ihre Taten mit ihren eigenen Augen zu sehen. Und gerade Napoleon hat in flüchtig hingeworfenen Sätzen, in kurzen Aussprüchen und Ansprachen so unglaublich viel wunderbare Gedanken geäußert (z.B. auch über den Staat), daß ich schon furchtbar viel daraus gelernt habe, und noch viel, viel mehr lernen kann.

Tagebuch
28. Mai 1912

Nachmittags Homer. Den herrlichen 12. Gesang zu Ende. Dieser wundervolle Lebensmut, diese Freude am Lichte der Sonne, an allem Sinnlich-Schönen und dabei doch diese tiefe Tragik. Hier sehe ich die leuchtendste Verkörperung des aorientalischen, des hellenisch-europäischen Geistes, und darum liebe und verehere ich ihn so unaussprechlich.

Tagebuch
28. Juli 1912

Ich lese jetzt langsam, aber entzückt die Vita nuova.

An den Vater Trouville
30. Juli 1912

Eben las ich in der „Woche“ (Nr. 30, 27.7.1912) einen Artikel von Ministerialdirektor Dr. Freund über „die Bedeutung der gemischten wirtschaftlichen Unternehmung für die Wohnungsfrage“, der mir sehr interessant scheint. Du müßtest unbedingt darüber schreiben lassen, entweder wie hier im Zusammenhang mit der Wohnungsfrage von Fuchs, Kuczynski oder am besten Eberstadt, da Freund gegen diesen polemisiert, vielleicht auch von Freund selber, oder aber im allgemeinen über diese neue Gesellschaftsform, von der ich zwar eigentlich glaube, daß die Zusammenkupplung so entgegengesetzter Interessen wie der von Staat und Privatunternehmer sie bald ruinieren wird, die aber doch im revisionistischen Sinne ein Hinanentwickeln zum Sozialismus bedeutet. Ist es doch aus den verschiedensten Gründen klar, daß auf diese Weise sich die Verstaatlichung viel leichter und erfolgreicher durchführen lassen wird; denn in dem erbitterten Kampfe, der sich zwischen den beiden Parteien abspielen muß, kann ja schließlich nur der Staat Sieger bleiben, widrigenfalls ein rasendes Tohuwabohu sich ausbreiten würde, weil der Privatunternehmer, nun mit viel besseren Mitteln ausgerüstet, in Trusts und Ringen noch mehr als jetzt alles tyrannisieren könnte. – Ich finde, daß diese Frage sehr wichtig ist, und hielte es deshalb auch für richtig, das Referat einem Sozialdemokraten (Lindemann) zu übertragen. Ich hoffe, daß Dich diese lange Auseinandersetzung nicht zu sehr langweilt und daß in den „Annalen“,⁴ auf deren nächstes Heft ich mich schon sehr freue, bald eine vernünftige darüber zu lesen sein wird.

⁴ Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung, die sein Vater herausgibt.

Tagebuch
30. Juli 1912

... Ich überlegte und fand immer mehr die Idee eines unbedingten, unentrinnbaren Schicksals, das nicht das Gute und Böse einer Handlung abwägt, sondern, ohne im geringsten die Absicht zu berücksichtigen, jede Ursache in ihren Folgen sich auswirken läßt. Ganz verstehe ich es noch nicht, aber ich fühle, daß so der Kreislauf des Lebens geht, so daß dann die großen Menschen, die die gewaltigsten Freuden haben, auch die größten Schmerzen erdulden müßten, ohne zu „sündigen“ im sehr untiefen und populären christlichen Sinne; in Griechenland war diese Schicksalsidee wohl noch vorhanden (Ödipus). Sie ist natürlich tragisch, aber nicht niederdrückend, denn die Leiden sind ja erst wieder die Schule der Großen und in jeder Beziehung der notwendige Bestandteil ihres Lebens, so daß sich dies zu einem wundervollen Amor fati auslöst, und der herrliche Goethesche Spruch nun von zwei Seiten verstanden werden kann:

„Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen ganz.“

Tagebuch
14. August 1912 (Paris)

Nachher fuhren Mutsch und ich zu den Invaliden. Wir kamen von der falschen Seite hinein und gelangten zuerst in die eigentliche Kirche mit all den zerfetzten Fahnen und erst von da in einen kleinen Seitenraum mit allen Erinnerungen an Napoleons Tod und der Totenmaske, die Antomarchi abgenommen hat. Selten sah ich etwas so Herrliches! Der offene, lebendige, etwas höhnische Mund, die prachtvolle Klarheit und Regelmäßigkeit der Züge vereinigen sich zu einem Bilde von wunderbarer, fast klassischer Schönheit. Würde und Hoheit liegen mächtig darin und besonders eine grenzenlose Erhabenheit über das Kleinliche.

Tagebuch
3. September 1912 (Wieder daheim)

Mit Begeisterung lese ich Homer und freue mich wieder sehr auf die Arbeit... Ich werde wohl den Staat eine Zeitlang in mir ruhen und ungestört durch zu viele Büchereindrücke mehr reifen lassen, was schon an sich sehr gut und nutzbringend ist, außerdem aber durch die vielen, so überaus interessanten Stunden bedingt wird. Als Privatlektüre werde ich dann dichterische Werke wählen und solche, die sich auf meine Stunden beziehen. Ganz und gar keine Resignation, wie man oberflächlichweise denken könnte, sondern ein Aufsparen und Sammeln der Kräfte, verbunden mit wundervollem Lernen auf anderen Gebieten. Übrigens ist es auch ganz klar, daß die Dinge sich gerade u n t e r dem Bewußtsein meist besser entwickeln, als wenn sie jahrelang unter öfters müden und unlustigen Stimmungen und übersättigendem Stoffzuwachs am Tageslicht herumgezerrt werden. –

Tagebuch
5. September 1912 (Obergrainau)

Nach dem Essen einen unglaublich herrlichen Spaziergang auf die höchsten Wiesen vom Waxenstein gemacht. Es hatte tüchtig geregnet, und die mächtig großen, ganz glatt gemähten, teils stark, teils sanft gewellten grünen Flächen verbreiteten ein wundervolles Gefühl von Ruhe und Schönheit. Die bedingungslose Hingabe an die Natur mit ihrer duftenden, klaren und regenfeuchten Luft ist die herrlichste Quelle von Sicherheit und Reinheit der Seele wie des Geistes, und ich habe dann immer eine undefinierbare Empfindung von Freiheit und Freude, daß ich am liebsten laut jubeln und rasend die Wiesen herunterrennen möchte. – Nun will ich noch Homer lesen. – Ich hielt es aber nicht aus und stieg wieder die Wiesen hinauf, um mich oben ins Gras zu setzen und dem Sonnenuntergang über dem jetzt viel klareren Tal zuzusehen.

Tagebuch

8. September 1912 (München)

Vormittags in der Glyptothek. Das war der schönste Eindruck in München. Der prachtvolle Torso des knieenden Knaben, die wunderbar herbe und strenge Schönheit des Areskopfes, die unnahbare Größe der Medusa Rondanini, der barberinische Faun mit seiner freilich schon späten und demgemäß ein wenig rohen Kraft, die aber doch durch den Schlaf gebändigt ist. Ich denke dabei an eines der schönsten Zarathustra-Kapitel: „Den Arm über das Haupt gelegt, so sollte der Held ausruhn, so sollte er auch noch sein Ausruhen überwinden.“ Es mag nicht sehr passen: schon ist Tierisches darin, Barockes, und man spürt das Barbarische, das am Ende wie am Anfang jeder großen Kultur steht, aber trotzdem noch immer ein Ahnen des Heldischen. Bei völliger Beherrschung der Mittel, bei ausgebildetstem Geschick vermischen wir schmerzlich die adlige Schönheit, Hoheit und Ruhe eines Phidias, die jünglinghafte Frohheit, Frömmigkeit (im aller höchsten Sinne, vielleicht besser Ehrfurcht) und Begeisterung der Parthenonfiguren. Aber ich wende mich nun zum Schönsten und Herrlichsten, das die Glyptothek besitzt, dem bronzenen Jünglingskopfe. Hier steht auf einmal so unvergleichlich und erhaben, so im Innersten tragisch wie alles Große tragisch, und so im Innersten heiter wie alles Große heiter, das ganze Hellas vor den erstaunten und beglückten Augen, und wie ein Schauer faßt es uns an, so nah, so ganz nah – warum halten wir es denn nicht, warum greifen wir es nicht, da es selbst sich darbietet? Und die anderen Zeiten alle erscheinen wie im Nebel verschwindend, da jene leuchtend sich reckt. Ich könnte wirklich diesen göttlichen Kopf anbeten.

*Motto des 16. Tagebuchs
(September 1912)*

Ich glaube
So fest und unverrückbar wie kein Frommer,
Ich glaube an meinen Dämon,
Ich glaube an meine Pflichten,
Ich glaube an mein Werk!

Tagebuch

14. September 1912

Ich dachte viel über Kunst nach, über Klassik und über ihre beiden Ausgangspunkte und Pole in der Moderne, van Gogh und Marées. Beide hatten, was sie sternenweit über jene anderen Künstler der Gegenwart hinaushebt, daß sie, wie Meyer-Graefe mit einem nicht ganz glücklichen, aber schwer anders zu fassenden Ausdruck von Marées sagt, „erkannten, daß nichts so sehr die Kunst zum Niedergang trieb wie der Mangel an einem zentralen Zweck“. Das Wort Zweck ist, wie gesagt, etwas unglücklich, da man leicht versucht wäre an Utilitaristisches dabei zu denken, aber was es wirklich meint, unterschreibe ich unbedingt und vollkommen und sehe darin die einzige Möglichkeit, zu neuer großer Kunst zu gelangen, wobei es freilich gilt, die Klippe des Klassizistischen glücklich zu umschiffen. An ihr ist die Kultur des Empire gescheitert, da sie nicht die Kraft besaß, die ursprüngliche Kraft des Volkes wie einst Italien, die großen und gewaltigen Anregungen der Antike zwar aufzunehmen, aber dann vollständig zu verarbeiten und ein wesentlich Selbstgeschaffenes daraus zu formen. Und darauf wird es ankommen, ob das deutsche Volk einst stark und jung genug sein wird, aus sich selbst eine neue Kultur und Kunst zu gestalten, wie Goethe sie vorbildlich geschaffen hat, und nicht durch allerlei Seitensprünge und Schwächlichkeiten schmachlich stecken bleibt.

Ich las die erste Elegie des ersten Buches von Tibull zu Ende, die ich einfach entzückend finde. Eine reine und stille Schönheit, ein großer Reichtum der Bilder und des Klanges, eine wundervoll zarte und doch lebendige Anschauung ist darin.

Tagebuch
29. Oktober 1912

Ich glaube, die ungeheure, in der Luft liegende Kriegsgefahr könnte nur durch Osterreichs Preisgabe der Montenegro und Serbien trennenden Linie gebannt werden. Aber ob Rußland den Bulgaren Konstantinopel (Byzanz!), wenn sie es erobern, läßt, wie Rumänien sich stellen wird, was aus dem Panslawismus wird? Alle diese unendlich schwierigen Fragen enthalten so viele Kriegskeime, daß ich nicht den Mann sehe, der sie unterdrückt. Vielleicht kann es nur eine Frau, – die Angst.

An seinen Freund Otto G.
12. November 1912

... Ich liebe viel zu sehr Hellas, griechisches Wesen, das Helle, dabei natürlich ganz und gar nicht Rationalistische, das Körperhafte; ich liebe viel zu sehr das Leben und den Kampf, den Leib, kämpfende und sinnenhafte Völker und Philosophen wie die Griechen, wie Nietzsche, als daß ich einer so vagen, körperlosen, lebenverneinenden Philosophie oder Religion (wie der des Tschuang-Tse) anhängen könnte. Ich glaube auch, daß solche Lehre niemals in einem starken, lebendigen Europa wird festwurzeln können; wenn sie das täte, muß Europa untergehen.

Tagebuch
28. Dezember 1912

Im Kaiser-Friedrich-Museum. Ich werde immer mehr in die klaren und hellen Italiener verliebt, selbst meine Begeisterung für Rembrandt muß dahinter zurückstehen. Ich empfinde dort so sehr die Begrenzung der starken Farben und starken Linien, die gebändigte Stärke und das vollkommene Maß, daß mir das oft fast chaotisch in- und durcheinander flutende Helldunkel der Rembrandtschen Welt längst nicht gleiches Glück und gleiche Kraft wie jene gibt.

Tagebuch
11. Januar 1913

Ich bin ganz entzückt und begeistert von Herodot, und mein bisheriger Eindruck ist dieser: Das Wunderbare an ihm ist, wie ganz rein berichtend, rein anschauend er alles erzählt, mit seinem scharfen und klaren Blick die Dinge einfach nebeneinanderstellend, ohne scheinbar eine Meinung zu haben, oder jedenfalls ohne sie immerwährend vorzudrängen. Mit seinem fein aufmerkenden Auge, seinem fein aufhorchenden Ohre nimmt er alles Geschehen klar und scharf umrissen auf, um es ebenso niederzulegen. Ganz selten aber, wenn seine Anschauung gesättigt ist von den farbigsten schärfsten Bildern (diesen zweifelloseinstin der griechischen Kunst vorhandenen, aber nicht mehr erkennbaren Zusammenhang läßt uns van Gogh von neuem erleben), springt die herrliche Schale und bietet als berückendste Frucht eine so unvergeßlich prachtvolle Stelle dar wie das Kapitel 78 mit seinen ewigen Sätzen über die Demokratie. Hier treffen wir das Wesentlichste der außerordentlichen Wirkung dieses Mannes: er ist kein maßvoller Architekt wie Livius, wie wahrscheinlich Thukydides und die großen römischen Historiker, aber er meistert die Dinge auf andere Weise, indem seine höchste Kunst darin besteht, daß es den Anschein hat, als ob er von diesen gemeistert würde. Ihm ist die Welt noch neu, ganz neu und rein emporgestiegen wie Aphrodite aus den schaumbedeckten Wogen des schlundreichen Okeanos, darum hat er nicht die Kraft, sie so zu kneten und zu formen wie ein Späterer – wenn diese scheinbare Schwäche nicht zu höchster Stärke wird. Denn jener dionysische Rausch, der ihn vor den Dingen dieser jung erstandenen Erde erfaßt, und der in der apollinischen Helle seines Werkes endet, schafft Höheres als späte, kritische Sonde. Gerade jenes erstaunte und doch selbstverständliche Sichhingeben an die Geschehnisse birgt und gebiert deren fortreibendes Pathos. Wir vermögen hier die höchste schöpferische Kraft zu bewundern in vollkommener Zurückhaltung

und Bescheidenheit gegenüber dem Objekt, trotzdem, nein eben darum, von starkem Geiste geordnet, zu mächtigster Wirkung hinführend.

Man mag sagen, daß aus einem Bruchteil des Werkes nicht auf das Ganze geschlossen werden darf. Wenn dies auch teilweise eingeräumt werden soll, so ist doch dagegen zu bemerken, daß aus dem kleinsten Überreste eines Bogens die ganze Kugel neu geschaffen werden kann. Große Organismen aber nähern sich stets in ihrem Wesen der runden und in sich vollendeten Gestalt der Kugel.

Tagebuch

16. Januar 1913

Mitten zwischen einem Cézanneschen Liebestanz und einem Monticelli hing ein altes italienisches Männerporträt von niederzwingender Macht und Größe. Es fiel derartig aus dem hypermodernen Saale dieser Ausstellung heraus, daß ich ganz verblüfft war. Seine wunderbare gelassene Ruhe auch in den Farben triumphierte über das Chaos moderner Versuche, – aber schließlich: die Welt ist doch aus dem Chaos entstanden! Also!

Nachher die dritte reizende Sulpitia-Elegie (an Apollon) gelesen. Ich glaube nicht, daß Tibull der Verfasser dieser Lieder ist. Sie haben einen anderen Stil als seine viel weicheren, zarteren und klingenderen eigenen Gedichte...

Tagebuch

17. Januar 1913

Abends endlich mal wieder in den Proklamationen Napoleons gelesen. Die unübertrefflichen des ersten italienischen Feldzuges, die wirklich den freien und starken Atem der Demokratie haben wie zu Beginn der Perserkriege, sah ich wieder an. Die Sprache der Franzosen wird in seinem Munde zu einem anderen, nicht minder schönen Latein.

Tagebuch

20. Januar 1913

Vergil. Er ist mir feindlich in seiner ganzen Kunst, da ich Homer liebe, den Gegensatz. Der schöpft durchaus aus der Lebendigkeit, der Fülle, alles Banale oder Phrasenhafte fällt bei ihm fort; wie leibhaft, wie erlebt ist das Phäakenland, ist der Sturm. Wer das geschaffen, kennt das Meer und die Menschen, der hat den Flug der Vögel beobachtet und den Lauf der Tiere, hat die Blume betrachtet und das Schwert und die Wunden der Schlacht gekannt. Von innen heraus ist bei ihm alles geboren, und sein Pathos wächst sich zum Herrlichsten aus, da es wahr ist, wahr im höchsten Sinne: künstlerisch erlebt und leibhaft geschaut. Wie anders Vergil! Wenn ich nicht wüßte, daß er nie das Land verlassen, seine Schilderung des Sturmes würde es mir zeigen. Einzig der große Radau interessiert ihn, und da bringt er freilich manchmal klanglich schöne Stellen hervor, während natürlich ein fortlaufend guter und starker Stil nur aus dem guten und starken Innern wachsen kann.

Tagebuch

26. Januar 1913

Vormittags zwei Alkohol-Broschüren gelesen, Gruber und Kräpelin und dann Forel. Ich gewann daraus doch die Überzeugung, daß eine körperlich degenerierte Zeit, gleich der unseren, Pflichten auferlegt wie keine andere, so daß die rein soziale Seite der Frage einen zwingt, Abstinenz zu werden, weil man ja nur zum minimalsten Teile für sich selbst zu leben hat. Wäre dies nämlich anders oder lebten wir in einer

gesunden Zeit, so würde ich ganz gewiß trinken, da es alle großen Männer, alle großen Zeiten taten und alle großen Dichter es besangen.

Tagebuch

1. Februar 1913

Morgens las ich in der „Neuen Rundschau“ einen Artikel von Maeterlinck über die wissenschaftliche Erforschung des Spiritismus und die dabei zutage tretenden Phänomene. Da wurde mir dies klar: ich darf mich nicht mit den Dingen abgeben. Ich empfinde deutlich das hohe Maß der Pflichten, die auf mir liegen, und ich sehe, daß ich weder jetzt noch jemals das Recht haben werde, zu tun, was mir gefällt oder mein Vergnügen reizt. Ich weiß nicht, ob es bei jedem Menschen so ist, bei mir gewiß. Es kann auch für mich gar keinem Zweifel unterliegen, daß ein Daimonion, so mächtig wie das des Sokrates, ein untrüglicher Stern mich behütet, so zwar, daß mir unbedingt die Verantwortung in der Wahl der Dinge bleibt, dieser mich aber in allem leitet, was nicht von meiner persönlichen Entscheidung abhängt und besonders mir die richtigen Gefühle für die Wahl eingibt. Wohin ich gehen werde, weiß ich nicht, daß ich aber gut gehen werde, wenn ich dessen, was ich oben sagte, bewußt bleibe, das freilich weiß ich.

Ich habe mich nun schon öfter gefragt, ob ich eigentlich Gedichte machen darf. Aber erstens scheint mir, daß diese doch einen bestimmten förderlichen Geist, den nämlich, den die ungeahnt herrlich erschlossene Welt von Hellas mir einflößt, zum Ausdruck und zur Entfaltung bringen, dann aber kann ich ja noch nicht über die nächste, so sehr nahe Krümmung meines Weges hinwegsehen, und es gibt so viele ferne Pfade, die ich über mir in den Bergen und in den Wäldern und Tälern drunten dahinziehend erblicke, daß ich nicht ahnen kann, welcher der meinige sein wird. Doch scheint es mir ganz klar, daß das erste meiner Lebensgesetze, deren Übertretung die furchtbarsten Strafen jahrelangen Aufenthaltes nach sich zieht, mich mit herrischem Befehl von dem buntgleißenden und unendlich verführerischen, von Sphingen bewachten Tore der Mystik zurückhält. Mein Wille geht auf die irdische Luft, auf den Leib und das Leben, und meine Unsterblichkeit ist die meiner Werke und meines Namens. Unbeschreiblich, aber wahrhaftig ist das Gefühl, das mich einordnet in den gewaltigen tiefen Zusammenhang der ganzen Welt, in dem ich eine heilige Aufgabe, einen weisenden Geist erhalte, und ganz fühle ich mich durchdrungen von diesem allerherrlichsten Bewußtsein.

Tagebuch

23. Februar 1913

Ich ging früh mit Mister [sein Hund] in den Wald an einem wunderschönen Morgen, für den ich aber als einzige dichterische Gestaltung mein Gedicht „Februarmorgen“ [siehe Abschnitt 4] finden konnte. Eine scharfe und mir willkommene Kälte war in der Luft, so daß alles gefror. Nur wie ein Schleier lag ein wenig Mißmut über meinem Herzen, bald aber besiegte ihn das alles umklammernde Gefühl der olympischen Urheiligkeit des steigenden Tages. Ich kam jedoch bald zurück. Eine wachsende und mir nicht recht erklärliche Schwermut, dann ein ausgeprägtes Mißbehagen dehnten sich über mich aus. Es war dies freilich in den letzten Tagen nichts Neues, und wie gewöhnlich versuchte ich sie durch Träume zu verscheuchen... Doch das Leben läßt sich nicht ungestraft durch Träume einsingen und einlullen. Ich glaube, dass es auch mit Hippolyta [siehe Abschnitt 4] als Phantasiegestalt nicht mehr lange dauern kann; mein Wille geht jetzt sehr auf die Wirklichkeit und Lebendigkeit. Vielleicht ist das Dichten ein Erzeugnis dieses traumhaften und sehnsuchtschwängerten Zustandes (der ja manchmal sehr schön ist), und vielleicht muß es aufhören, wenn ich das Leben fasse, obwohl ich es nicht glaube, da ich doch letztlich herzlich unsentimental und objektiv beschauend bin. Im schlimmsten Falle aber: was gehts mich an! Ich weiß freilich, daß ich noch weit davon entfernt bin, an Stelle der leicht schwankenden Träume langsam aufwachsendes Leben zu setzen.

Tagebuch
3. März 1913

Vormittags rasend schlapp, Kopfweh, Schwindel... Ich fing Tibulls zweite Elegie an und las Herodot mit Muße, zu dem ich in stets steigender Begeisterung und mit wachsendem Interesse Noten schreibe. Mich erregen jetzt wieder die Staatsprobleme sehr, ganz besonders Staat und Religion (Kirche), am allermeisten aber die Religion überhaupt!

Tagebuch
12. März 1913

Mit Mister spazieren. Ein sehrprosaisches Gedichtgemacht, dessen Inhalt mir aber wichtig ist:

Über der Landschaft fließenden Wellen,
Die nach dem Tale hin
Sachte verebben,
Ragt in den sicher gezogenen Zügen
Richtenden Willens klar der Palast.
In den bewegten, stets wechselnden Wogen
Ewig erneuet wächst die Natur,
Doch aus des Menschen ordnendem Bauen
Fügt sich gestaltetes
Bleibendes Werk.

Dann auf einen Baumstumpf gesetzt und mit großem Genusse Wölfflin [nach Heinrich Wölfflin „Die klassische Kunst“] gelesen. Seine Schilderung des Cinquecento ist außerordentlich. Er liebt es, und die Liebe erschaut stets das Gesamtpathos des Menschen am besten, da sie ihrem Wesen nach mit der ebenso allumfassenden Weisheit verwandt ist. Der Haß dagegen, der ein wenig bei seiner Behandlung der Frührenaissance herausbricht, ist klug und scharfäugig, tritt wie ein Kurzsichtiger nahe an die Dinge heran und schaut nur die Einzelheiten. Wölfflin scheint mir zu übersehen, daß es eine Kultur der Frührenaissance gab, eine Kultur der Hochrenaissance jedoch kaum. Zwar bemerkt er selbst Seite 232: „Die Hochrenaissance steht auf einem schmalen Boden, und die Gefahr lag nahe, daß sie sich erschöpfte“, aber er zieht nicht ganz die nötige Folgerung aus dieser Erkenntnis. Es war eben das vollständige Zurückgehen auf den Menschen, diese Losreißung des einzelnen vom Volke, alles andere als ein Zurückgehen auf die Antike. „Auge in Auge“ standen sie nicht dieser, sondern höchstens der lateinischen Rhetorik eines Vergil. Man vergesse nicht, daß kaum ein einziges griechisches Originalwerk, kaum eine einzige römische Kopie aus früherer Zeit bekannt oder gewürdigt war. Diese durchaus rhetorische Kultur mußte sich dann in den schaurigen Gewässern des Barock und der Gegenreformation entladen. Und manchmal habe ich selbst schon bei Werken der klassischen Zeit den Eindruck des Äußerlichen.

Wenn Wölfflin von Frührenaissance spricht, meint er fast stets Filippino, Botticelli oder gar Ghirlandajo, der zweifellos ein Künstler zweiten Ranges ist. Allzusehr übergeht er die hehre Würde und Ruhe, dabei die Lebenslust und Lebenskraft des früheren Quattrocento. Doch dies sind kleine Ausstellungen, die dem Werke, das von allen, die ich kenne, meine Kunstbetrachtung am meisten gefördert hat, keinen Abbruch tun können. Wölfflins Liebe gehört eben der klassischen Kunst, deshalb ist es gut, sich nur in dieser von ihm führen zu lassen.

An seinen Freund Otto G.
Zehlendorf, 22. März 1913

Ich habe mich in der letzten Zeit ziemlich viel mit Renaissance beschäftigt, besonders mit der Architektur, die Dich eigentlich wegen ihrer mathematischen Gesetze auch interessieren müßte. Bei näherem Versenken in die Herrlichkeiten einer rhythmisch gegliederten Wand, eines wohlproportionierten Fensters steigen

einem ungeahnte und unerhörte Schönheiten auf. Ich glaube auch, daß die Architektur recht eigentlich die männliche Kunst ist und daß ihre (freilich schon etwas aufgehörende) Zurückstellung in unserem Zeitalter besonders deutlich dessen Effeminierung zeigt. Ungemein wichtig finde ich auch das Verhältnis von der Logik in der Mathematik zur Logik in der Architektur.

... Jedenfalls gibt es eine lebendige Logik, die sich etwa in der lateinischen oder griechischen Sprache, einem antiken Tempel, einem Renaissance- Bauwerk, einem Drama von Shakespeare, einem Gedicht von Goethe ausdrückt, das heißt in den schönen Verhältnissen, dem Abgewogenen, Gegliederten und Gestalteten dieser Dinge überhaupt besteht. Ich habe die Überzeugung, daß es ganz außerordentlich fruchtbar und anregend sein müßte, hieran mehr im allgemeinen das Verhältnis der Idee zum Leib zu erforschen, das Abstrakte mit dem Gestaltgewordenen, das Gewachsene mit dem bewußt Geschaffenen zu vergleichen (wobei sich auch wieder der außerordentliche Unterschied der Sprache als eines stets wechselnden Naturproduktes von den anderen genannten Kunstprodukten zeigen würde).

Tagebuch

4. April 1913

Fast drei Stunden allein mit Mister durch den Wald gerannt. Er versteht das sehr gut und kann etwas Bacchantisches dabei bekommen, so seltsam das auch klingt. Es birgt ein wundervolles Glücksgefühl, die Tiere und Pflanzen bis in alle Einzelheiten zu beobachten, sich zu vergegenwärtigen, wie ein Hase läuft, wie ein Reh springt, kurz, der Natur in dieser Weise des Gestaltens gegenüberzutreten, denn auch das reine Veranschaulichen und Sichbewußtmachen der Dinge bedeutet schon eine untere Stufe des Gestaltens.

Tagebuch

27. April 1913 (Florenz)

Vor sechs Uhr aufgestanden. Ich hatte die Läden offengelassen, und das Licht weckte mich schon viel früher. Durch die noch verschlossene und menschenleere Stadt ging ich nach Santa Croce, wo ich eine halbe Stunde in der Kapelle mit der Geschichte Johannes' des Täufers blieb. Wunderbar, weil vollkommen vom Sinn durchdrungen, ist der Aufbau des Bildes, das die Entführung Johannes' in den Himmel darstellt. Es ist unglaublich ergreifend, wie die Jünger teils emporgerissen, teils niedergeschleudert werden, und die ganze Kraft Giotto's zeigt sich in der Kunst, aus diesem Motivein von einheitlichem und eindringlichem Rhythmus durchflutetes Bild zu gestalten. Wie sind doch die höchsten Vollender der mittelalterlichen Kultur zugleich die gewaltigsten Grundleger der modernen Welt geworden: Friedrich II., Dante, Giotto!

Tagebuch

6. Mai 1913 (Florenz)

Ich glaube, in Michelangelos Brust hat ein Titan Heimstätte gefunden, in der Lionardos aber ein Gott!

... Es wäre ein Unsinn, wenn wir für drei Tage nach Venedig gingen. Alles würde umgestoßen und so verwirrt, daß ich zu keiner Freude käme. Ich bin von so vielen herrlichen Dingen erfüllt, ja berauscht, habe so unendlichen Stoff für Gefühl und Sinne und Verstand in mich aufgenommen, daß eine durchaus neue Kultur, durchaus fremde Welt wie die Venedigs mich jetzt im höchsten Maße beirren müßte und alle Gestaltung, um die ich ringe, zum Zerfließen brächte.

Tagebuch

14. Mai 1913 (Florenz)

Ich frage mich oft: Warum bleibt uns die Renaissance in der Dichtung, in der Philosophie und in der Staatenbildung zweifellos das Endgültige zu sagen schuldig (Dante steht vorher), und warum hat sich auch

die erhabene Größe des ersten Quattrocento so rasch zu der etwas spielerischen, müden und fast dekadenten Grazie des späten entwickelt? Warum schließlich, um es kurz zu sagen, ist nicht nach diesen herrlichen Anfängen, die wohl Hellas' würdig waren, der Welt ein zweites fünftes Jahrhundert beschieden worden? Ich glaube die Antwort zu finden: Es fehlte die große Erregung, das Gewaltige, Ungeheure, was dem Griechentum seine Religion, besonders die neu einbrechenden Demeter- und Dionysoskulte auf der einen Seite, die Perserkriege auf der anderen gaben. Es fehlte also erstens der religiöse, zweitens der nationale Impuls. In unendlichen Parteikämpfen, bei denen stets nur das Individuum interessiert war, zerrieb sich der Italiener politische Begabung, und ihre Religion war ein Hin- und Herschwanken zwischen Paganismus und christlicher Ekstase mit allen trüben Zwischenformen. Ich leugne durchaus nicht, daß die Menschen der Renaissance gläubig waren, oft streng gläubig, aber ihnen fehlte der Rausch, das Neue, Forttreibende, das kein Franziskus als ein wesentlich mittelalterlicher Mensch ihnen zu geben vermocht hatte. Wenn sie einen gleichwertigen Ersatz im Humanismus gesucht, so war dies ein tragischer Irrtum, denn Religion als das Höchste für ein Volk ist ihrem Wesen nach unersetzlich und nur durch eine neue, mächtig aufbrechende ablösbar. Daß dann all dieses drängende Suchen wieder in das Christentum zurückmündete, im hysterischen Taumel eines Savonarola noch voll Schwung brauste, dagegen im trüb-trägen Strome der Gegenreformation langsam abzusterben und zu versanden verurteilt war, ist die traurigste Illustration meiner Theorie, daß dieser Zeit eben der große Rausch religiöser und politischer Erneuerung abging. Dann bei glühender Sonne sehr gefreut an den reinen und entzückenden Verhältnissen von S. Spirito und an der glück- und lustatmenden Glut.

Tagebuch

16. Mai 1913 (Florenz)

Vormittag nach S. Croce. Hinreißend, entzückend wie stets die Kapelle der Pazzi. Ich bewundere und liebe immer mehr Brunellescos Genie, dann aber bemühe ich mich an stets neu wiederholten Beispielen, im Gegensatz zu Wölfflin, den fundamentalen Unterschied zwischen den beiden Epochen des Quattrocento klarzulegen.

Tagebuch

17. Mai 1913 (Florenz)

Vormittags Casa Buonarrotti. Prachtvolle Handzeichnungen, besonders eine viragohafte Madonna, ihr Kind säugend. Mittags nach Fiesole. Es war ein göttlicher Tag. Nach dem Essen ging ich in die Weinberge und legte mich nackt in die Sonne. Selten habe ich ein solches Gefühl von Glück, von Wonne empfunden. Alle Olympier stiegen herab, voran Aphrodite; trotzdem, nein deshalb, macht es unglaublich rein, freudig und schön.

Tagebuch

19. Mai 1913 (Toscana)

Fahrt durch das herrliche Land, durch fruchtbare Gegend mit schönen Höhenzügen und Schlössern nach Arezzo. Die Säulenvorhalle der Kirche S. Maria delle Grazie ist das Entzückendste in ihrer Art. Von einer kaum glaubhaft leichten, fliegenden Luftigkeit und selbst beim Regen auf das höchste hell und anmutig, scheint sich, wie von Engeln im Spiel errichtet, eine Halle der Grazien zu öffnen. Hinreißend lieblich, – und doch läßt es sich nicht leugnen, daß die Architektur eine Nachbildung von Holzbauten darstellt, die jedenfalls eine im Prinzip sehr bedenkliche Sache ist.

Zurück nach S. Francesco. Durch eine Reihe interessanter Fresken der hallenartigen Kirche mußte man sich durcharbeiten, bis man zum Chor zu Piero della Francescas Geschichte des Kreuzes kam. Der Eindruck von der monumentalen Objektivität und mächtigen Größe dieser Fresken gehört zu den stärksten, den mir Renaissancekunstwerke vermittelt haben. Es lebt darin eine Hoheit und Würde der Auffassung, ein Gefühl für klassische Schönheit in den Gesichtern, dem Fall der Falten und jeder einzelnen Linie des Nackens, der

Hände, das im ganzen Quattrocento allein steht, im Cinquecento anders und unreiner wiederkehrt und an Intensität eigentlich nur mit Giotto zu vergleichen ist. Auch die Komposition wie der Farbensinn sind bei Piero erstaunlich ausgebildet. Wie schön ist das Bild von Maxentius und Konstantin, wie vorzüglich auch das Pferd des Gegenkaisers, das sich nur mit Mühe aus dem Graben herausarbeitet. Konstantin streckt seine blasse schmale Hand weit vor, so daß das Kreuz, von ihr gehalten, in seiner sanft leuchtenden Unscheinbarkeit fast der Sammelpunkt aller Linien wird, denn Maxentius wendet sich ängstlich danach um, während sein Pferd in bewunderungswürdig gegebenem Kontraste nach der entgegengesetzten Seite aus dem Graben klettert. Konstantin selbst blickt voll ruhiger Sicherheit auf das Heiligtum. Und der Wall von Lanzen hinter dem Kaiser, durch den dieser einen mächtigen Vorrang und überlegene Wucht über den vereinzelt dastehenden Maxentius bekommt, läßt sich in seinem verblüffend kühnen und geschickt erdachten Durcheinander überhaupt nur mit Velasquez' Übergabe von Breda und vielleicht noch mit der Alexanderschlacht vergleichen. Was wäre erst über die anderen Bilder zu sagen, die eigentlich die hervorragendsten sind, die Königin von Saba und die Kaiserin Helena, den Traum des Kaisers oder die sogenannte Verkündigung!

Tagebuch

20. Mai 1913 (Florenz)

Ins Bargello. Ich war nur oben, hauptsächlich bei Donatello und den Medaillen. Man kann selten den Renaissancemenschen so gut kennen lernen wie gerade hier. Welche Unterschiede zwischen dem feinen und edlen Kopf des Vittorino da Feltre und der eiteln Gelehrtenphysiognomie des dicken Guarrino, zwischen dem durchgeistigten L. B. Alberti und dem klugen hartnäckigen, aber eindrucksvollen Bauernschädel des Kaufmannes Cosimo Medici, der mit dieser seiner Urwüchsigkeit die edelste Kultur zu vereinen wußte, – mir eine der liebsten Gestalten. Wie bezeichnend andererseits der dekadent müde Lionello d'Este und der herrische, aber doch fortreibende Sigismondo Malatesta, die entzückende Strozzi und die vornehme Tornabuoni, daneben Polizian und der schöne Jünglingskopf des Pico della Mirandola. Welch ein Kreis von Menschen !

Tagebuch

21. Mai 1913 (Florenz)

Im archäologischen Museum Vasen, Bronzen, Gemmen, also nur Griechisches angesehen. Die Tongefäße sprechen mich jetzt so lebendig an, daß ich mir alle Hügel mit ihren Nymphen, Satyren und Mänaden bevölkere.

Tagebuch

24. Mai 1913 (Auf der Reise)

In Mailand früh in den Dom. Sein Inneres strömt eine läuternde Erhabenheit aus, die groß und rein macht. Sodann herrliche Minuten vor Lionardos Abendmahl.

In Basel fiel mein erster Blick auf Pa! Durchaus unerwartete rasende Freude! Göttliche Rheinfahrt beim klarsten und angenehmsten Wetter durch die hinreißend schöne Landschaft des Elsaß und des Rheins. Ich konnte mich eines Gefühls freudigen Stolzes über ihre Deutschheit nicht erwehren. Während der vielen Tunnels und bei Beginn wie End oder Fahrt las ich die Einleitung zu Decembrios | Visconti und Sforza. Sie ist sehr interessant, und wieder trat mir das Sonderbare vor Augen, wie die Einigung Italiens vom Schicksal förmlich verhindert wurde. Auf Seite 36 betont der Herausgeber ein anderes bedeutsames Moment, daß nämlich die „nationalen Ausblicke der politischen Ziele der Tyrannen in wohlthuendem Gegensatz“ standen zu der „republikanischen Kleinkrämerei“. Hierin, im Mangel des bürgerlichen Gemeinsinns und in dem Hervortreten des entfesselten Individuums, scheint mir auch einer der wesentlichsten Gegensätze zu Griechenland zu liegen. Am meisten Ähnlichkeit damit haben noch die Zustände in Großgriechenland, und jene wilden Abenteuerzüge nach Sizilien und Calabrien erinnern an manch eine Heerfahrt des Piccinino

oder des Francesco Sforza. Bei Visconti selbst habe ich das Gefühl, als ob alle Diplomatie der späteren Zeit sowie die ganze Methode des neuzeitlichen Herrschens von ihm vorweggenommen, wenn nicht gar erfunden worden. Die Biographie ist meisterhaft und gibt das höchste Zeugnis von Beobachtungs- und Darstellungsgabe des Italieners. Wie Decembrio jede Bewegung schildert, wie er mit allen Mitteln jede Regung seiner Seele offenlegt, ohne kleinlich zu wirken, das gehört zu den größten Offenbarungen der antikisch-objektiven Anschauungskraft der Renaissancemenschen. In Visconti zeigt sich ein unheimlicher Herrscher, dessen Organisationsfähigkeit und ganze Art des Regierens nach der einen Seite über Kaiser Friedrich II. auf den Orient, nach der anderen über König Friedrich II. auf die Moderne hinweist. Sehr merkwürdig!

Wie göttlich ist Bingen und der Loreleifelsen!

Tagebuch
26. Mai 1913 (Bonn)

Früh Visconti zu Ende und Sforza angefangen. Er ist unvergleichlich schwächer, obwohl man zu weilen den schlachtenzitternden Pulsschlag der erregten Zeit hindurchklopfen hört...

Tagebuch
1. Juni 1913

Nach Köln. Trübes Wetter. Ins Museum. Wunderbare Bilder unter den Modernen. Von van Gogh fiel mir neben dem Porträt eines jungen Mannes auf grünem Hintergrunde und der Arlésienne besonders die Brücke mit ihrer klassischen Präzision der Zeichnung auf. An einer Reihe späterer Werke kann man deutlich das tragische, aber brennend interessante Schauspiel verfolgen, wie diese herrliche Klarheit und Härte anfang, sich in Wellen zu lösen, wie sie Musik zu werden begann, um schließlich ganz im wogenden Chaos des Wahnsinns zu zerfließen.

Tagebuch
2. Juni 1913 (Bonn)

Ich empfand eine helle, jauchzende und tolle Lust, die ganz allmählich in ein glückliches Wohlbefinden überging. Es gibt eine ganze Reihe von Erlebnissen, die eine gleiche Wirkung ausüben. Aus dem Zusammentreffen mehrerer solcher Ereignisse aber entsteht jene höchste, die ich je erfuhr: Es ist, wenn man umgeben von herrlicher Landschaft seinen nackten Leib in Glut der Sonne badet, an ein schönes Mädchen denkt, an Tänze schimmernder Menschen auf grünen, waldumschlossenen Wiesen und an bacchische Spiele, dazwischen auch wohl einen Vers hinschreibt, um schließlich, übermannt von Wohlgefühl und Schönheit, in einen leichten Schlaf zu sinken. Aber es bedarf nicht einmal so vieler Freuden. Vermag nicht schon der Anblick eines edlen Bildwerkes, eines rhythmisch gegliederten Hauses, das flüchtige Vorübergleiten eines entzückenden Kindes, das Hören eines Gedichtes, die heiße Sonne in den Straßen oder das Auftauchen einer neuen erfüllenden Idee alle schlechten Gedanken und Stimmungen zu verscheuchen, den ganzen Menschen gut und schön zu machen! Die nachteilige Beeinflussung durch Häßliches ist dagegen durchaus abzulehnen. Wer von trübem Wetter, antipathischen Menschen, von langem Durchwandern freudloser Straßen, vom Anblick häßlicher Bilder oder von der Lektüre irgendwelchen Schundes sogleich verärgert, verstimmt, dumm oder unzufrieden wird, steht auf einer niedrigen Stufe des Willens und des Charakters. Sein inneres Gewicht ist noch so schwach, daß es bei jedem Anstoß nachgibt. Freilich mag mancher groß veranlagte Mensch, kein Genie (!), auf dieser Stufe stehen geblieben sein. Auf alles Schöne federleicht zu antworten, alles Häßliche aber wie Wasser an mir ablaufen zu lassen, soll mein Ziel sein!

Tagebuch
4. Juni 1913 (Bonn)

In leichtem Schläfe war ich in flüchtige Träume und anmutige Visionen gehüllt, die wunderbar stärkten. Ich glaubte, mit geschlossenen Augen das Zimmer voller Genien und Götter zu fühlen, zwischen denen ein lieblicher Eros hin und wieder flog, bis plötzlich Apollon am Lager stand und seine heilende Hand auf meinen Hals legte. Meiner festen Überzeugung nach habe ich gerade an diesem Tage einen großen Fortschritt zur Genesung gemacht, und ich überlege mir, ob nicht die Götter überhaupt nur Symbole unsres Willens sind und ein plötzliches Durchbrechen der auf das höchste gesteigerten Lebenskraft in die leibliche Welt, so daß gewissermaßen der Gedanke die Gestalt formt. Zweifellos aber gibt es noch außerdem irgendein Absolutes, das tatsächlich da ist... Es ist sonderbar, daß ich nun, wie sehr ich mich auch stets dagegen wehrte, doch eine Einzelheit des Griechentums nachgeahnt, nachgeföhlt habe. Aber wäre es nicht denkbar, daß gerade in der Erkenntnis der höchsten Dinge die Griechen als das bisher bedeutendste Volk auch am tiefsten von allen bisherigen Menschen geschaut haben? Jedenfalls ist das Erlebnis mir so notwendig, so durchaus unwillkürlich geworden, daß ich mir nur seiner natürlich gewachsenen Lebendigkeit bewußt bin und die unendliche Ferne von jedem Klassizismus, als einem seinem Wesen nach Unerlebten, zu deutlich sehe, um auch nur im entferntesten irgendein peinliches Gefühl von Unehrlichkeit oder Rationalismus hegen zu können.

Tagebuch
7. Juni 1913 (Wieder daheim)

Früh zu Hause. Gefreut, gerannt, getobt usw. Am späten Abend entsprang aus frohestem und glücklichstem Gefühl ein tiefes und um alles flehendes Gebet zu Zeus.

Tagebuch
24. Juni 1913

Bei wechselndem Regen in großer Erregung über eine Stunde spazieren gelaufen und fortwährend gedichtet, Wald und Wiese voll Elfen und Geister gesehen. Sehr glücklich. Wie immer schrieb ich mir das wenigste auf.

Nimmer verhüllest du,
Vater, dein Antlitz
Zornig mit Wolken,
Aber im Regen
Senkest du selber
Dich zu uns nieder,
Tränkend die Erde.

Fließ auch in meinen
Sehnenden Körper,
Dring auch in meine
Geöffneten Poren,
Fülle auch meine
Wachen Gedanken.

Mich überkam die Empfindung von der reinigenden Kraft des Regens und vor allem das starke Gefühl, daß im Regen Gott selber zu uns hinuntersteigt, der Erde seinen fruchtbaren Samen einflößend (wie Danae und der Goldregen). Jedenfalls hat dieser stark würzige Duft nach dem Regen etwas von einer leiblichen Vereinigung des Himmlischen und Irdischen, aus deren Umarmung dann alles Leben entspringt. Auch war mir wieder jedes Lebendige so körperhaft nahe gerückt, so handgreiflich faßbar, daß ich sang:

Voll Genien atmet der Wald, und sie tranken
Den schüttenden Regen, der rein uns umrann;
Nun sinnen sie nieder in schönen Gedanken,
Auf freundlichen Asten, die wenig nur schwanken,
Füllen mit Flüstern den duftenden Tann.

Ich kann dieses Bildes Nähe und farbige, duftige Sichtbarkeit, wie sie sich mir darbot, nicht in Worte fassen.

Tagebuch
26. Juni 1913

Wenn ich dieses mein Lebensjahr Überschaue, so war zumal die zweite Hälfte ungewöhnlich schön. Besonders wichtig erscheint mir die allmähliche Entwicklung des Gottesgedankens. Meine Inbrunst in allen Dingen vergrößert sich, meine seelische Reinheit und Stärke wächst. Ich habe die Oberzeugung, daß ich ilber die splittrige Fasrigkeit, die mich im vorigen Jahre störte, hinausgekommen bin. So sehe ich mit erwartungsvoller Freude der Zukunft entgegen, nach deren Schönheit und Reichtum ich Sehnsucht trage.

Tagebuch
17. Juli 1913

Der Aphrodite Stern erschien die Nacht,
Da mich der Zweifel bitterlich durchstach
Und wie ein Leu den Zitternden uemeilte,
So leuchtend voll der unbesiegten Macht,
Daß er wie Nebel meine Ängste teilte,
Wie einen Ast den Kummer mitten brach.

Es blickten rings des Himmels andre Lichter,
Und nun ward dieser Führer meinem Weg.
Schon hoben sich im Dämmer die Gesichter,
Und Elfen tanzten auf verschwiegnem Steg.

Da streckt ich betend in das nächtge Dunkel
Die Hände auf zum Gott, der sich gezeigt,
Und nun mit seines goldnen Sternes Funkel
Ein Lächeln seiner Gunst mir zugeneigt.

Ich vermag mit diesem Gedicht, das miserabel ist, viel besser als mit Beschreibung meine Stimmung zu schildern, und schon daraus erhellt sein wesentlich unkünstlerischer Charakter. Es ist ein „Gelegenheits“-Gedicht, nichtobjektiverschaut, sondern im Subjektiven stecken geblieben. Nun ist es selbstverständlich, daß je größer das Persönliche, desto schwerer auch dessen Überwindung sein muß, aber ebenso wie im spröderen Marmor sich edlere Bildwerke gestalten lassen als in weicher Terrakotta, so werden auch allein aus den stärksten Erschütterungen höchste Kunstwerke erschaffen, wenn es nur gelingt, diese Erlebnisse zu symbolischer und typischer Geltung zu erheben.

Tagebuch
19. Juli 1913

Früh in tollem Regen einen Ausflug. Der Wald war ganz leer, alles frisch wie vom Tau benetzt. Dichtes, rotes Gras unter den bronzenen Stämmen, dann wieder eine Wiese voll zartesten Grüns mit dem intensiven Gelb des Steinklees dazwischen, der einen so berausenden Honigduft ausströmt.

Tagebuch
27. Juli 1913 (Jena)

In dichtestem Nebel auf den Landgraten. Es wurde drei Uhr früh und begann zu dämmern. Jener unheimliche und erregende Morgenwind kam, erst ganz sachte, bald stärker wachsend. Aus dem Innern der Bäume drang ein Zittern, ein Flüstern der Dryaden und Elfen, die sich dem Tage entgegensehnten, dann fiel Tau als wundervoller erster Gruß des Lichtes hernieder, der auch uns benetzte. „Vor uns der Tag und hinter uns die Nacht.“ Im Rücken lag ein entsetzenerregendes Grau, wie Stahl und Blei, drückend, dumpf und lastend. Im Angesicht jedoch, gen Osten zu, leuchteten die Wolken hell schimmernd wie Kristall, durchscheinend wie Alabaster und vom wunderbaren Spiel der Farben in heller Röte übergossen.

Tagebuch
2. August 1913

Hippolytos von Lipiner gelesen. Es ist wahrscheinlich sehr bedeutend, aber ich verstehe es noch nicht ganz, wesentlich der freien Rhythmen wegen. Zwar oft im einzelnen schön, doch halte ich es für einfach unerlaubt, ein ganzes Drama in diesen Versen zu schreiben. Es verflüchtigt und verwischt die feste Gestalt, den sinnlichen Leib.

An seinen Freund Otto G.
28. August 1913

Zwei Erlebnisse sind es, die mich in letzter Zeit ungeheuer mächtig faßten und packten: Religion auf der einen, Eros auf der andern Seite. Ich glaube im Anschluß an das Gastmahl, das doch zum Allerhöchsten auf der Welt gehört, aber besonders auch durch eigenes Erleben dazu gebracht, daß beide auf das engste miteinander verwandt sind, vielleicht verschiedener Ausdruck derselben Sehnsucht oder eine Trennung desselben Stromes. Ich sehe dies zu deutlich und lebendig, als daß ich nicht fest von der Richtigkeit überzeugt wäre, freilich bin ich zu begrifflicher Klärung oder Begründung noch nicht imstande.

Tagebuch
2. November 1913

Früh hinausgelaufen und die Pan-Szene [siehe „Eros und Psyche“ in Abschnitt 4] in den verschiedensten Stellungen zwischen Weiden, Fichten und Eichen bis zur Beschreibung des Eros gedichtet. Den ganzen Tag hindurch umgearbeitet. Ich bin sehr froh! Sonderbar, daß ich keine Zeile am Schreibtisch dichten kann. Eher noch abends im Bette oder im Zimmer laufend Gebete.

Tagebuch
9. November 1913 (Bremen)⁵

Im wahnsinnigen Tempo in den Bürgerpark, dort dies Gedicht:

Wieder umfangen mich kühlende Lüfte, und wieder
Reinigt der Vögel Gezirp und das Atmen der Bäume
Ganz meine Seele. Wie duftet die regendurchnässte
Silberne Luft; es saugen sie trunken die Lippen.

⁵ Er war zur Aufführung von Lily Brauns Drama „Mutter Maria“ mit seinen Eltern nach Bremen gereist.

Und wie zertrennt nun Zeus alle Wolken, hell leuchtet des Himmels
Göttliches Blau, und der Ferne umgoldeter Schimmer erscheint.
Schwernis verließ mich und Trübsal. Die glutroten Blätter der Bäume
Küsstet der trunkene Blick, und nahe mir fühl ich die Götter.

Tagebuch

17. Dezember 1913 (Wieder daheim)

Nachmittag lange spazieren, dabei nochmals die Szene durchgearbeitet. Auf einmal den Euphrosyne-Einfall und zu Hause in einem Rausch die Szene hintereinander weg zu Ende. Ganz glücklich!

Tagebuch

1. Januar 1914

Früh zweieinhalb Stunden durch die kalte und helle Landschaft auf lautlosen Skiern hingeglitten. Die Stille des weißen Waldes ist voll erdrückender Unendlichkeit, unerträglich erhaben und über die Maßen berauschend. Nachmittags noch einmal. Wie ein edles Pferd schnaubte der Schnee aus breiten Nüstern steigenden Dunst, der wechselnd hin und wider wogend bald die Landschaft verhüllte, bald den Blick freigab auf den brennenden Himmel und die schwarzen Kiefern, die wie stumme Lanzenträger vor ihrem Gebieter auf dem weißen Estrich standen. –

Das Buch über den nackten Menschen angesehen. Die Ägypter sind fremdartiger und deshalb staunenerregend in ihrer unberührten Majestät, aber die Griechen bleiben doch stets die Größeren. Ihre Statuen sind Götter und Menschen mit vollem Leben, das dennoch gar nichts von Nachahmung hat. Ägyptische Werke wirken dagegen als gewaltige Kolosse, die durch einen merkwürdigen Zufall zu menschlicher Form gepreßt wurden.

Tagebuch

1. Februar 1914

Unter einem herrlichen Sternenhimmel, auf dem leuchtend vor mir das mächtige Hieroglyph des Orion stand, bei allerlei schönen Gedanken ging ich nach Hause. Mars steht in den Zwillingen, Saturn im Stier, Venus unsichtbar im Schützen. Ich weiß nicht, was das bedeutet, aber ich weiß wohl, was ich tun muß.

Tagebuch

2. Februar 1914

Ilias. Der Ton ist von der Odyssee wesentlich verschieden; sie gleichen „wie Schwestern zwar, doch keine ganz der andern“. Hier ist alles drohender, wilder, ungefügter, äolisch, dort maßvoller, beinahe lieblich, eben ionisch. Wie anders auch das Eingreifen der Götter! In der Odyssee spielt doch Mentor-Athene die eigentliche Rolle (Hauptmann hat dies für seine Leukone verwertet), während in der Ilias die Götter so leibhaft (*ἐναργῆς*) eingreifen, daß einen Erstaunen packt vor dieser sinnlichen Kraft mythenschauender Dichtung, die von einer unerhörten, beinahe höfischen Kultur in gebändigter Schönheit zusammengehalten, das heißt erst zum Kunstwerk erschaffen wird.

Tagebuch

22. Februar 1914

Sappho gelesen. Über alle Maßen berauschend. Von unerhörter Glut und Schöne.

Tagebuch

1. März 1914

Der schönste Tag, den ich mir denken kann. Märchenhaft blau der Himmel. Ein wunderbares Aphrodite-Erlebnis von seltener Stärke.

Hellblau ist der Himmel, dein Lager, Cypris,
Du schlummerst auf ihm, und ein sanfter Opal
Wird deine Stirne, die Helios küßt ... [siehe Abschnitt 4]

Tagebuch

15. März 1914

Beinahe zum erstenmal mit Entzücken Horaz. Seineschmelzende, tönende Sprache ist doch außerordentlich und die Anmut jeglicher Gebärde bezaubernd. Wenn wir das Wort „modern“ nicht für das heute Lebendige, Wachsende anwenden, sondern als das Hauptcharakteristikum jener eben vergehenden Zeit des Individualismus und Impressionismus nehmen, so könnte man sagen, daß die Grazie des Horaz modern sei im Gegensatz zur griechischen Charis. Beim Römer ist alles viel vergeistigter, viel mehr zu Ton und Klang geworden, zu ziervollem Spiele verblaßt. Bei allen Griechen dagegen, selbst bei dem anmutigsten Anakreon, wie voll ist alles, wie stark und leiblich, wie helllichtig und duftend. Das macht, in ihnen lebt Eros, von dem der Keer sagt:

„Mit dem sehr mächtigen Hammer schlug mich nieder Eros,
Einem Schmied gleich, und er badet mich im eisgen Gießbach“,

während Horaz nur den Amor kennt, den „lockeren Burschen“.

Tagebuch

17. März 1914

Viel Protagoras gelesen. S e h r Bedeutendes und Tiefes über den großen Menschen. Doch verzweifle ich manchmal, es zu verstehen. Haben wir denn eine Ahnung, was *εὐ πράττειν ἐσθλὸς καλὸς ἀγαθὸς κακὸς κακῶς πράττειν* heißt? Wir übersetzen alles in christliche Terminologie.

Tagebuch

3. April 1914 (Halberstadt)

Nach sehr lustiger Fahrt mittags in Halberstadt, Mamas Geburtsort. Wir fahren gleich zum Dom. Zuerst in den merkwürdig schönen Klosterhof. Sehr interessant der Kapitelsaal. Am meisten begeisterten mich hier die Holzplastiken mit ihrer unerhörten Eindringlichkeit, ihrem maßlosen Übersichhinausfliegen, ihrem wilden, chaotischen Flusse. Höher freilich verehere ich die romanischen Statuen, die überwältigende, klagende Maria auf dem Lettner (oder den Reiter in Bamberg). Allzu feindlich ist mir der Naturalismus mancher späteren Werke, deren weltüberspannende Inbrunst ich wohl erlebe; aber ich verlange, daß die Flamme rein bleibe, sonst steigt sie nicht zum Gotte empor, sondern zum Teufel, der vielleicht manchmal sehr nahe neben ihm sitzt. Sonderbar ist eines: Auf Klingers Christus im Olymp lösen sich die Ketten der Titanen. Sollten die Titanen gesiegt haben und der Nazarener einer der Ihren sein?

... In einen kleinen reizenden Bau des deutschen Frührokoko, der das Museum beherbergt. Die merkwürdige Stilart dieser von deutschem Bürgertum umgestalteten Kunst französischen Adels war mir schon aus den Häusern der Umfassungsmauer von Nymphenburg bekannt. Man erhält den Eindruck, daß eine beinahe biedermeierliche Grundstimmung überdeckt ist von den grazievollen Arabesken des eigentlichen Rokokostiles. Die Anmut gewinnt dadurch etwas Sprödes, beinahe Würdevolles, alle störende Behaglichkeit verwischt das Spiel der Linien, und es entsteht ein höchst glücklicher Zusammenklang.

Tagebuch
7. April 1914 (Goslar)

... Die Bethalle, deren früher offene Halle mit halb morschen Türen verschlossen ist, enthält in der Anordnung einer besseren Rumpelkammer die bedeutendsten Kunstwerke. Ein erschreckend naturalistischer Christus von einer abgründigen fürchterlichen Qual im verzerrten Munde fällt zuerst auf. Er gehört zu den Werken, vor denen unsere Kunstanschauungen in die Brüche gehen, zu den Werken, von denen man nicht weiß, sind sie tierisch oder göttlich, ekelhaft oder erhaben, nur eines ist gewiß: sie sind fern von allem Menschlichen, im wahrsten Verstande unendlich fern.

Tagebuch
18. April 1914 (Wieder daheim)

Bis in die Nacht voll Glut und Wonne zum ersten Male Othello. Ist das ein Gott, Shakespeare! Wie das quellende Leben, verschwenderisch schaffende Natur!

An die Mutter
Zehlendorf, den 2. Mai 1914⁶

Wenn du hinunterschreitest von Fiesole
Und Settignanos schön an den Berg gelehnte
Häuser zur Linken, – aber zur Rechten des Arno
Göttlich geöffnetes Tal die erglänzenden Augen
Aufschlägt zu dir im Glanze der Nachmittagssonne,
Stille ruht weich auf den Hängen, vom Kuckuck durchbrochen,
Da strömet Fülle dir, Glut dir und Kraft dir hernieder.

Glaube nicht, daß ich dich beneide,
Auch im Norden lacht die Sonne,
Aus dem Sand der Heimat wachsen
Manchmal Freuden,
Die die üppig
Aufgeblühte
Pracht Italiens
Selbst nicht darreicht.

Daß am Sockel der mit verhängter Stirn
Hoch sich richtenden Paläste dein Werk
Dir wachse und gelinge, wünsch ich für dich,
Daß es, im Duften der Florentiner Rosen,
Der orangegelben, der roten und weißen,
Atmend sich ruhe, hoff ich für dich.

Daß es reif dann und voll von der Glut und der Sonne des Südens
Sich stärke, stähle in Deutschlands rauheren Bergen,
Du es durchdringst und vollendest im Sommer der Heimat,
Fleh ich für dich.

Unser Garten beginnt aufzublühen, Maiglöckchen wird es unzählige geben; die allerersten, noch mit zarten, ganz vorfrühlingshaften Blättchen, lege ich bei. Auch der Flieder fängt an zu duften. Alles läßt Dich

⁶ Aus einem langen Briefgedicht, das er seiner Mutter während ihres Aufenthalts in Florenz schrieb.

tausendmal grüßen, und die kleinen Ärmchen der Blumennymphen strecken sich alle zum Himmel, um Dir Glück, Kraft und Fülle zu erleben. Ich sehe es ganz deutlich und glaube daran. Du doch hoffentlich auch!

Tagebuch

12. Mai 1914

Wagenseils hübsche Nürnberger Chronik, dann mittelhochdeutsche Lyrik gelesen. Hiervon ganz begeistert. Eine außerordentlich dichterische Schönheit. Ich las die Namenlosen und Heinrich VI. „Ich grueze mit gesange die suezen...“ auch diese entzückenden Strophen: „Der walt in gruener varwe stat ...“, Es ist die anmutigste Schilderung einer ganz jungen, scheuen, schlanken Liebe. Von welcher unbegreiflichen Reize ist der Kürnberger. Ich sage dies nicht aus Archaismus und Novitätssucht, „der letzten Zuflucht komplizierter Naturen“, sondern weil ich fühle, daß diese Gedichte in ihren unsäglich einfachen und doch so überaus anmutvollen Liniert wieder verwandt zu uns reden... Der von Morungen hat eine aberströmende Leidenschaft, und deshalb ist er uns wohl der liebste. Wer je diese wunderbar reinen und vollen, warmen und kühnen Gedichte gelesen hat, hält es nicht für übertrieben, wenn ich sage, daß dies eine der schönsten Manneslieben ist, die wir kennen, die die höchste, auch sinnliche Leidenschaft wunderbar vereint mit gehaltener Kraft. Ich denke hier an jenes Lied überschäumender Seligkeit:

„In so hoher webender wünne.“

oder das herrliche Taglied. Nie habe ich so viele Gedichte gelesen, bei denen ich dachte, warum habe ich sie nicht gedichtet.

Tagebuch

14. Juli 1914 (Darmstadt)

Die Holbein-Madonna. Ich saß wohl dreiviertel Stunden davor im Anschauen reinsten, unsäglichster Schönheit. Wenn anderes mächtiger ist, so lebt hierin der Gott.

Tagebuch

15. Juli 1914 (Maulbronn)

... Nach schönem Marsch in der regendurchnäßten silbernen Luft, an Tannen- und Buchenwäldern vorbei, und als wir dann die behäbig schönen Wirtschaftsgebäude hinter uns gelassen hatten, die Pforte sicher verschlossen, daß wir allein waren, da nun breitete sich alle beseligende Erhabenheit deutschen Mittelalters wie die Glorie des Himmels weit über uns aus. Im Durchschreiten der herrlich gefügten, nie beengenden Räume des reichen Klosters entfaltete sich Wunder auf Wunder vor unserem Blick: Wunder der Frömmigkeit, Wunder Deutschlands, Wunder des Mittelalters, Wunder der Schönheit, Wunder des Gottes, der sich leibhaftig-lebendig hier regt.

Es ist ein Zusammenschluß im Zueinanderstimmen der in verschiedenen Zeiten gebauten Räume, daß die beiden Annahmen unbewußten oder bewußten Gestaltens gleich wunderbar und unmöglich erscheinen. An vielen Stellen reinsten romanischen Stil mit der zugleich mächtigen und einladenden, eben harmonischen Rundheit seines Schwunges, daneben zart aufspießende Gotik, etwas weiterhin reife Gotik mit all ihren Zierlichkeiten. Wie die Türe zum Brunnenhäuschen von nach innen gespitzten Bogen gefaßt ist oder im Parlatorium die reiche Reihe sich durcheinanderziehender Streben immer neu den Blick erheitert! Bei weitem das Herrlichste aber ist das große Refektorium. Drei ungeheure, in der Mitte beringte Säulen tragen das große Gebäude, das im weichen Schwunge des Übergangsstils wieder auf den Seiten sich niederläßt. Die Verhältnisse der Höhe und Breite sind von unbedingter Sicherheit, während im rein romanischen Laienrefektorium die sieben Doppelsäulen ein etwas düsteres Gewölbe tragen.

An die Eltern

Oberhambach, 19. Juli 1914

... Ich glaube, daß ich ungeheuer viel lernte in dieser Zeit. Abgesehen davon, daß ich in Bruchsal das bedeutendste Barockschloß und in Maulbronn ein über alle Beschreibung schönes romanisches Kloster sah, ferner in Heidelberg einen unauslöschlichen Eindruck durch das Schloß empfangen habe, meiner Meinung nach, besonders sehr viel menschliche Erfahrung gesammelt, was mir einerseits ungemein nötig ist, andererseits natürlich auch eine gewisse Unruhe gibt, die die Gefahr der Zerfaserung birgt. Wenn Ihr aber die maßlose Verwegenheit dieses Ausdrucks entschuldigt, so glaube ich sagen zu dürfen, daß ich schon genug innere Substanz besitze, um durch solch ein Vielerlei nicht aus der Bahn geschleudert zu werden. Freilich bedarf es langer, einsamer Spaziergänge und des Auftauchens entzückend-sehnsuchtsvoller Gedanken, die, wie ich gestehen darf, oft aber nicht immer Euch alleine gelten, um mich zu sammeln und wieder zu festigen. Ihr werdet finden, daß ich etwas wirr bin, und das ist wohl richtig; ich werde kaum geschlossener und erholter, wohl aber reicher und voller zurückkommen. – Wie findet Ihr dieses?

Ergossen vor mir lag das Tal, im Winde
Des lauen Abends wehen meine Haare,
Und Berg auf Berg entschließet sein Gesicht.

Noch in der Ebne, deren glatter Spiegel,
Auf dem die Pappeln schimmern, fern verfließt,
Badet die Sonne im entzückten Spiel.

Da heb ich meine Arme, – ungeheuer
Ist gold und blau der Himmel ausgebreitet,
Und wie der Falke kreisend steigt mein Lied
Gelassen aufwärts zum Bezirk der Sterne.

usw. usw. in infinitum. Eigentlich ist das Gedicht unverschämt.

Tagebuch

21. Juli 1914

Auf der Fahrt nach Heidelberg die Geschichte der Stadt gelesen. Es ist sehr eindrucksvoll, eine Lokalgeschichte zu verfolgen. Die große Geschichte wird von einem festen Zentrum aus beleuchtet und spiegelt sich in all ihren Wandlungen darin seltsam wider. Es gibt Weniges, was, gut betrieben, bildender und lehrreicher wäre.

Tagebuch

22. Juli 1914 (Speyer)

Der Eindruck des Domes im Innern, dessen Grundriß und Gestaltung klar und klassisch, wohlräumig, voll der edelsten Schönheit und Leichtigkeit ist, war sehr groß. Gegenüber der düsteren Macht von Worms eröffnet sich hier der verschwenderische Prunk des stolzesten Kaiserdoms in aller Fülle und Weite. Selbst die Ausmalung, wie schlecht und armselig auch im einzelnen, tut im Spiel der Farben ihre Wirkung. Das Ganze gibt ein seltenes Gefühl von sicherer, edler Pracht. Freilich verbreitete für mich das Bewußtsein, über den Kaisergräbern zu stehen, eine unsägliche Weihe. Wir gingen dann in die Krypta, von deren mächtig gedrungenen Säulen man den ganzen Dom getragen glauben könnte. Ich dachte an die Krypta von S. Lorenzo in Florenz, aber sie ist nicht zu vergleichen mit diesen kühnen und starken Bogen. Das Grabmal des Rudolf von Habsburg, das wir bei Kerzenschein betrachteten, ist sehr streng und schön, wahrhaftig „Urvater Rudolf“. Überhaupt, wenn ich Georges Gedicht hersagen würde, genügte dies zum lebendigen Vorstellen der romanischen Gewölbe. Man glaubt nicht, wie notwendig und erhaben hier die herben und verschlossenen, aber doch lebendigen Verse werden. Der Rhythmus des romanischen Gewölbes scheint in

ihnen ebenso nachzuklingen wie die Herrlichkeit salischen Kaisertums. In der Gruft selbst wirken die Erinnerungen so stark. daß alles andere schweigt. Wir umschritten sie stumm.

An Julie V.

Zehlendorf, 2. August 1914

... Mag auch alles so verhängt und dunkel sein, daß wir nicht in die Zukunft zu blicken vermögen, das Eine ist mir sicher: Deutschland kann nicht untergehen. Und ich gründe diesen Glauben nicht wie die Prahler auf die Überzeugung von unserer Vollkommenheit und unseren Leistungen, sondern gerade aus dem Bewußtsein, daß wir uns noch nicht erfüllt haben, erwächst mir diese Gewißheit. Das Deutschland, das wir im Herzen tragen, ist noch nicht Gestalt, noch nicht Form geworden. Vielleicht haben wir in der Musik uns schon ausgesungen; in Bild- und Bauwerk, in Dichtung und vor allem in der Gestaltung des Lebens genügt uns unserer Bestimmung noch nicht. Die Aufgabe, die uns geworden, ist schwer, schwerer als die anderer Völker, weil wir vielfacher und vielspältiger sind. Wohl ist in Goethe als Mensch und Künstler der Reichtum, die Fülle, das Innige und Tiefe zu reinem Gebild geworden, aber immer ist es der Einzelne, der aus dem Chaos, aus dem Ungeformten sich selbst Stil und Form schaffen muß. Hölderlins Sehnsucht bleibt noch heute unerfüllt:

„Schöpferischer, o wann, Genius unsres Volks,
Wann erscheinst du ganz, Seele des Vaterlands.“

Nicht die hohe Kultur des Einzelnen kann uns zur Vollendung führen; nur aus der großen Gestaltung des Lebens, der Gesamtheit, der Gemeinschaft, wird uns die Erlösung unseres wahren Seins werden. Dann erst vermögen wir das „neu Gebild“ zu schaffen, von dem Hölderlin singt, daß es einzig sein und von uns zeugen werde. Dann erst wird sich erfüllen, was das deutsche Mittelalter versprach, was die Größten und Besten träumten, daß sie sich „alle finden am höchsten Fest“.

In diesem Sinne, für dieses Ziel will ich hinaus, das heiligste Gut zu schützen: Deutschland. Verächtlich und töricht scheint es mir, sich zu sparen, sich zu schonen. Die Griechen wußten um den wahren Wert, wenn Aischylos es höher erachtete, bei Marathon mitgefochten zu haben, als ein Dichter zu sein. Für die Erhaltung deutschen Wesens, für seine Erfüllung will ich kämpfen. Wer und was könnte mich da zurückhalten!

Tagebuch

2. August 1914

Ich meldete mich als Freiwilliger. Bei der Militärbehörde auf dem Landratsamt wurde mir abgeraten und gesagt, Freiwillige werden kaum noch angenommen. Wenn man mich nur erst unter die Fahnen ruft!

Tagebuch

4. August 1914

Früh mit einem der wenigen, jetzt verkehrenden Züge nach Berlin... Alle Gefühle treten jetzt rein und ehrlich zutage, Schmerz, Brüderlichkeit, Hilfsbereitschaft, Mannhaftigkeit, alles Ursprüngliche. Alles besinnt sich auf seine natürlichen Pflichten und Ämter. Unter einem gewaltigen Ziele stehen sie, alles Kleinliche fällt ab... Wir waren dann im Reichstag. Einer der größten Tage, die man erleben konnte, denn wie es auch ausgeht, dieser 4. August bleibt bestehen. Das Aussehen des Kanzlers war beinahe tragisch.

Tagebuch

6. August 1914

Belgien erklärt nun natürlich auch den Krieg. Aber

„Ein Herz läßt sich nicht kränken,
Das rechter Meinung ist.“

Wie göttlich ist Hölderlins „Tod fürs Vaterland“. Eben las ich ihn ganz entzückt.

Tagebuch

18. August 1914

Lange Unterhaltungen mit Papa über meinen Eintritt ins Heer. Ich meine: dieser Krieg ist unserer ganzen Zeit und jedem Einzelnen gegeben als Feuerprobe, um uns alle zu Männern zu reifen, zu Männern für die später kommenden ungeheuren Jahre und Ereignisse.

Tagebuch

21. August 1914

Der Geburtstag meines Großvaters. Ich kaufte einen schönen Kranz und fuhr damit hinaus in die Hasenheide, wo er noch im Grabe Schüsse und Kommandorufe hören kann. Dort betete ich:

Nun ich in deine Spuren, Ahnherr, trete,
So sei dein Aug', so sei dein Geist auf mir,
Wenn ich um deinen Mut im Kampfe bete,
So neige dich hinab und leih ihn mir...

Tagebuch

17. September 1914 (Vor dem Auszug)⁷

So will ich dies Buch beschließen. All mein Sehnen und Wünschen habe ich gestern in einem wie noch nie stolzen und demütigen Gebete aus mir hinausgerufen zu den Waltenden. Ich gehe mit aller Freude und Erwartung hin, aber nicht auf Abenteuer und den prickelnden Reiz ungekannten Erlebens, sondern mit der Hoffnung und dem festen Glauben, daß mein Wesen sich bändige und männlich werde und in mir Form und Fülle, Macht und Weite, Stärke und Schönheit finde zu dem unerhörten Leben, das sich später vor mir auftun mag. Daß nach rühmlich bestandenem Kampf und Sieg zurückkehrend, ich meine Eltern wiederfinde in manch erfüllter Hoffnung und neuer Arbeit tätig wirkend, daß ich mich selbst wiederfinde, gut und stark zu allem mir und der Welt Verhängtem, das kommen wird, und daß ich mein Land wiederfinde, zugleich stolzer und bescheidener geworden, stärker und mutiger, und in allem Zwist und den ungestüm brodelnden Wogen der noch unerlösten Zukunft doch schon trüchtig von den schwellenden Gebilden des neuen Zeitalters, in die hineingreifend ich wirken und bilden möge im Geiste der noch schlummernden Gottheit: das, o all ihr Waltenden, erlebe ich von euch, hoffe ich von euch, fordere ich von euch.

⁷ Da er als Freiwilliger überall abgewiesen wurde, bestimmte er seine Mutter, an Mackensen, den ehemaligen Adjutanten seines Großvaters, zu schreiben. Durch dessen Vermittlung kam Otto zum 4. Jägerregiment nach Graudenz, wo er seine militärische Ausbildung erhielt.